

The image shows the front cover of an old book. The cover is decorated with several vertical bands. From left to right, there is a wide band with a repeating chain of small circles, a narrow green band with small black marks, a wide band with a floral vine pattern in yellow and brown, a narrow yellow band with a repeating chain of small circles, a wide dark brown band with a repeating chain of small circles, and a final narrow band with a repeating chain of small circles. The background of the cover is a light cream color with a fine dotted pattern. A yellow library label is pasted on the left side, partially overlapping the floral band.

W

3118

CC^o

Louisi um.

Oder

Die Bekanntschaft

im

Wörliger Garten.

Wittenberg

bei Cam. Gottfr. Zimmermann

1804.

1814/1815 UB Ffm.

W. O. S. 20. 11.

Dieses
an die Stelle einer Vorerrinnerung:

Als ich das Manuscript von diesem kleinen Romane zu Gesichte bekam, dachte ich: du solltest wohl auch wünschen, gedruckt erscheinen und gelegentlich unter

dem unzählbaren Heere von Büchern dieser Art mit einschlüpfen und nach gerade verthan werden zu können. Ich dachte es; — und da selbiges unter gewissen Umständen mein Eigenthum werden und auf diese Art dessen Schicksal von mir abhängen sollte, so hielt ich es für nichts mehr, als billig, darauf genaue Rücksicht zu nehmen, daß dasselbe doch auch nicht so gerade zu, — zum Zeitverreib etwa, oder aus scheinbarer Gewinnsucht, — in die an seinem Geschmacke zu einer nicht geringen Voll-

— v —

Kommenheit gediehene Welt hinein geschickt
und dem besser belese- nen Publikum Etwas
aufgetischt würde, was es, unter dem
vielen höchst Entbehrlichen, vielleicht am
Liebsten entbehrt hätte.

Um nun dieses zu vermeiden, und
einem beißenden Tadel zu entgehen, der
mir immer, auch im geringsten Grade,
empfindlich war, weil ich, die Zufrieden-
heit eines Jeden nach Möglichkeit zu er-
langen, mich bis hieher stets bestrebte,
ersorschte ich dessen Inhalt, vermochte
auch einen meiner Freunde dahin zu

Bewegen, das Manuscript zu lesen. Da nun aber derselbe zugleich ein solcher ist, der eigentlich aufs Romanlesen nicht nur keine Stunde verwendet, sondern es als ein Geist und Herz verberbendes, die Zeit oft aufs Unnütze verschwendendes Geschäft ansieht, ohne jedoch jeden Roman ohne Ausnahme schlechthin zu verdammen, vielmehr nur deshalb, weil der angesachte Trieb, Romane zu lesen, sich größtentheils auf keine Auswahl einschränkt, sondern alle ohne Ausnahme beim Empfange gierig ergreift und verschluckt,

uneingedenk der daraus zu entstehenden
üblen Folgen: so gab ich immer dabei wohl
Achtung, ob er es etwa, wie ich dieß oft
von ihm bemerkt hatte, vielleicht schon beim
ersten Bogen, mit einer unzufriednen Mi-
ne bei Seite legen und mir es ungelesen
wieder einhändigen würde. Aber ich be-
sorgte vergebens; er fand das Ende, und
meinte: ich würde dem geschmackvol-
leren Theile der Lesewelt keine unzufrie-
dene Miene damit ablocken; die Charak-
tere in einem Ferdinand und einer
Gustave schienen in der That so beschaf-

fen zu seyn, daß sie die heilsamsten und wohlthätigsten Einwirkungen auf manches noch unverdorbene — schuldlose — Jünglings und Mädchenherz haben könnten, besonders was die Entschlossenheit, Festigkeit der Grundsätze und Geistesgegenwart bei andern, ähnlichen, unangenehmen Ereignissen beträfe; diese fänden wohl keine unbedeutende Nahrung in diesem kleinen Hefce.

Da ich nun auf dieses Privattheil meines Freundes, das mit dem meinigen ganz synonym war, mich ver-

anlassen ließ, der Herausgeber dieses Werckchens zu werden, so wünschte ich nichts mehr, als daß jenes Urtheil von dem Urtheile des Publikums sich nicht zu weit entfernte, d. h.: daß es mit Nachsicht und Schonung gegen mein Unternehmen dasselbe lesen, und mit keinem düstern Blicke, wohl aber mit wohlwollender Freundlichkeit und erst nach erfüllendem Ausrufe:

„Ach, das Büchelschen muß ich noch ein

Mal lesen!“

— x —
aus den Händen legen möchte; dann wäre ich gewiß von dem Verdachte des Eigennuzes, der Täuschung, oder sonst einer andern Ursache, aus welcher ich es anpreise, ganz frei. Und — dieß hoffe ich gewiß nicht vergebens.

Der Herausgeber.

Erster

Erster Brief.

An Rudolph von Grünberg.

Gestern kam ich hier bei meiner braven Tante an, und schon heute gebe ich Dir Nachricht von dem, was ich hier fand. Freilich sagt mir der Kalender, daß wir erst seit vier Tagen von einander getrennt sind; allein mein Herz widerspricht ihm. Es müssen wenigstens so viele Monate seyn. Doch wozu diese Versicherung? Du weißt ja, wie sehr ich Dich liebe! Und nun kein Wort weiter davon. Wozu auch das viele Sprechen über Dinge des Herzens? —

Meine Tante empfing mich mit der
traulichsten Herzlichkeit. Die brave Frau!
Bisher hatte sie nur als Mutter gegen den
armen Verlassenen gehandelt; jetzt sprach
sie auch so. O Rudolph, es ist eine himm-
lische Sprache, die Sprache einer liebevol-
len, zärtlichen Mutter. Die mich gebär,
konnte sie nicht mit mir reden; wohl mir,
daß ihre würdige Schwester es kann
und will! Der holde, süße Ton soll an mei-
nem Herzen gewiß nicht verhallen.

Wie sehr die edle Frau von Allen, die
sie umgeben, geschätzt und geliebt wird!
Der furchtsame, scheue Blick, der sonst ge-
wöhnlich den Domestiken in vornehmen
Häusern eigen ist, hat sich hier in den Aus-
druck freudiger Ehrerbietung umgestaltet.
Sie ist nicht von Dienern, nur von Kin-
dern, dankbaren Kindern, ist sie umgeben.

Du weißt es, Rudolph, wie wohl die
stille häusliche Tugend, die ohne Geräusch

Gutes wirkt, meinem Herzen von jeher that. Hier finde ich sie in ihrer ausgezeichnetsten Schönheit; hier werde ich unaussprechlich glückliche Tage verleben. Wärest Du hier, ich würde glücklicher seyn, als ich es jemals ahnden konnte.

Mit den Abentheuern meiner Reise unterhalte ich Dich nicht. Auch Dir ist nichts süßer, als der Anblick des Bildes eines Edlen. Ich stellte Dir es auf, und es genügt Dir, so sehr es auch nur Schattenriß ist. Nach und nach werde ich es Dir mit lebendigen Farben zeichnen. Für heute — lebe wohl.

Dein
Ferdinand v. Mildenthal.

Zweiter Brief.

An denselben.

Seit vier Tagen bin ich mit meiner theuern Tante in der hiesigen Gegend herum geschwärmt, um unsere Nachbarn kennen zu lernen. Daß ich nichts mehr hasse,

A 2

als Medisiren, weist Du. Aber dennoch kann ich mich nicht enthalten, auszurufen: ich habe von jenen vier Tagen wenigstens dreie verloren. Hochachtungsversicherungen, Freundschaftsanerbietungen und Verbergungen erhielt ich genug; aber mein Herz wurde leer gelassen. Die meisten von denen, die ich sah, können, das fühle ich, Nichts zu meinem Glücke beitragen. Wie ich das meyne? Rudolph, Du verstehst mich.

Wehe dem Menschen, der weiter kein Glück kennt, als Spiel, Tanz, fade Witzereien oder Unterhaltungen über den Kassenbestand! Und eben das war es, was ich bei den Meisten allein fand, die ich in den letzten vier Tagen kennen lernte. Lieber Rudolph, wir brüsten uns so sehr mit den Fortschritten, die unser Zeitalter in der Aufklärung gemacht hat; aber wahrlich! unter uns sind sie noch wenig sichtbar. Oder rechnet man etwa gar den freien, alle

Sittlichkeit herabwürdigenden Ton, der in unserm Stande jetzt so sehr um sich greift, zur Aufklärung? Dann, mein Freund, lobe ich mir jene so genannte dunkle Zeiten, wo der deutsche Edle noch Treue, Wahrheit und Pflichterfüllung schätzte und übte, und wo die deutsche Jungfrau zwar nicht von Parfüms duftete und über Philosophie absprach, dafür aber, rein an Seele und Körper, in die Arme eines schuldlosen Jünglings sank, dem sie Treue schwur und hielt. Doch, wo gerathe ich hin? Verzeihe, mein Lieber, meine Schwachhaftigkeit. Es ist dieß eine Materie, über die ich so gern rede, und über die sich so viel sagen läßt.

Ich habe also viele neue Gesichter kennen gelernt; aber, guter Rudolph, nur wenige sagen meinen Empfindungen zu. Doch Karikaturen will ich Dir nicht zeichnen. Lieber also ein Paar Worte von denen, die meinen Augen und Herzen wohl thaten. Und diese fand ich vornehmlich in dem Hause des hiesigen Predigers. —

Laß uns, sagte meine Tante zu mir, als ich ihr mein wenigcs Vergnügen über die neugemachten Bekanntschaften bezeugte, laß uns heute zu meinem braven Prediger gehen. Glaube mir, Ferdinand, ich achte keinen Menschen so hoch, als ihn, und sei versichert, er verdient es.

Ja gewiß! er verdient es, und auch ich verehere ihn, wie ich noch wenige Menschen verehrte. Der Mann hat mein Herz unbeschreiblich angezogen.

Offenheit, gepaart mit der empfehlendsten Feinheit; tiefe, weitumfassende Gelehrsamkeit, in Verbindung mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit; reines, starkes Gefühl für alles Schöne und Gute ohne Präension; zärtliche Theilnahme an dem Glück Aller, und der eifrigste Wunsch, selbst nach allen Kräften dazu mitzuwirken, — dieß, mein Rudolph, sind nur ein Paar Züge aus dem achtungswerthen Gemälde. Ganz kann ich Dir es nicht ausmalen. Doch wo

zu auch dieß? Auch so wirst Du ihm schon Deine Achtung weihen. —

Ganz seiner werth ist sein braves Weib. Sanft, gefühlvoll, gebildet — ist sie eine wahre Seltenheit in ihrem Stande. Auch sie ist meinem Herzen unbeschreiblich theuer geworden.

Weider Abdruck an Güte des Herzens ist die dritte Person dieses schätzbaren Hauses, die Nichte des Pastors; denn das Glück, Kinder zu haben, entbehren die Edeln. Von dieser Nichte muß ich Dir aber mehr sagen, als ich Dir heute sagen kann. Mein nächster Brief wird Dir daher ein sehr liebliches Gemälde liefern. Nur so viel im Voraus: Sie kann nur meine Freundin seyn! Ahnde daher Nichts, und lächle nicht!

Dritter Brief.

A n d e n s e l b e n .

Erinnerst Du Dich, mein Theurer, wohl noch jener betrachtungsreichen und süß da:

hin geschwundenen Stunde, die wir einst in der katholischen Kirche zu M. vor dem Madonnenbilde zubrachten? Doch wozu diese Frage?! Eben Du warst es ja, auf welchen das in himmlischer Sanftheit schwimmende Auge, der holdschmachtende Blick und der ganze zauberische Gesichtscoutour der Hochgebenedeiten so innig, so tief wirkte; eben Du warst es ja, der in den Anblick des herrlichen Gemäldes ganz versunken war. Noch jetzt tönt Dein entzückungsvoller Ausruf in mein Ohr. Ich sah, riefst Du, die Florentinische Venus, ich sah Vinzis Zauberschöpfungen in Brüssel; aber so, wie diese Madonna, wirkte nie noch Etwas auf mein Gefühl. Ihr Auge strahlt den Himmel; ihr Lächeln ist Abglanz der Verklärten; ihre Stirn der Wohnsitz des Entzückens. O diese Madonna! Sie füllte mein Herz zu gleicher Zeit mit Wonne und Schmerz. Ach! daß sie nur ein lebloses Gemälde ist! daß ich sie nie, nie in der Wirklichkeit finden kann! daß ich nie —

Dir versagten die Worte; Du schwiegst, und noch viele Tage nachher giengst Du träumend einher. Aber, mein theurer Rudolph, Du irrtest. Eben jene Madonna wandelt unter den Lebenden. Ich fand sie, fand sie hier im Hause unsers ehrwürdigen Predigers, in seiner Nichte. Sie heißt Jeannette von Warmbrunn.

Die Schwester des Predigers war an einen Edelmann verheirathet. Beide starben und hinterließen diese Jeannette in dürftigen Umständen. Ihr Onkel wurde ihr zweiter Vater. Doch das soll Jeannette selbst erzählen. Du wirst aus ihrer Erzählung das schöne Herz des Mädchens und den Edelmann ihres Onkels zugleich kennen und verehren lernen.

Ich kenne das Glück nicht, meiner Aeltern Bild vor meine Einbildungskraft zaubern zu können, sagte ich zu dem lieben Mädchen, als sie fragte, ob ich recht lange in dieser Gegend bleiben würde, ehe ich

zu meinen Aeltern gieng? Ich konnte, sagte ich, dieß Glück nicht; die Theuern wurden mir entrissen, bevor ich noch anfing, zu denken. Meine brave Tante war und ist mir Vater und Mutter.

So haben unsere frühesten Schicksale viele Aehnlichkeit, versetzte Jeannette. Auch ich kannte meine Aeltern nicht; auch mir wurden sie entrissen, bevor ich ihr Bild in meine Seele prägen konnte; auch mir ersetzte mein theurer, theurer Oheim ihren Verlust.

Des Mädchens Auge glühte feuriger, ihre Sprache hob sich bei Aussprechung des Namens Oheim. Ich konnte mich nicht enthalten, auszurufen: nach Allem, was ich von dem edlen Manne weiß, verdient er, ihr zweiter Vater zu seyn, und diese Liebe, die jetzt so deutlich aus Ihnen spricht.

Diese Liebe nur? fiel Jeannette ein. Kennen Sie ihn, wie ich ihn kenne, Sie

würden das nicht gesagt haben. Was er verdient, kann ich nie, nie ihm ganz geben. Ach, setzte sie hinzu, ich liebe und ehre ihn unaussprechlich. Aber so, wie er es verdient, um mich verdient, liebe ich ihn nicht, kann ich ihn nicht lieben. Wüßten Sie, Herr von Miltenthal —

Sie stockte, ich ergriff ihre Hand und rief: ha! diese Sprache der entzückungsvollen Verehrung thut meinem Herzen so wohl. Unterbrechen Sie sie nicht.

Gut dann, sagte das holde Mädchen. Auch meinem Herzen thut sie unbeschreiblich wohl. Hören Sie also.

Meine Mutter liebte ihren Bruder nicht so, wie er es verdiente; ja, sie — sie — ach! es fällt der Tochter schwer, dieß sagen zu müssen — sie behandelte den unaussprechlich edlen Mann hart und entehrend. Von dem Tage an, da sie mit meinem Vater in Verbindung getreten war, zog sie sich von allen den Ihrigen zurück, und nach

und nach behandelte sie sie sogar empörend. Dieß wiederfuhr besonders ihrem Bruder, dem sie endlich sogar, durch meinen Vater, ihr Haus untersagen ließ, weil er, der Edle, dessen Verwandtschaft selbst den größten Fürsten adeln würde, sie entehre. Ach, Herr von Mildenthal, solche Erinnerungen sind zu schrecklich! Nichts mehr also von der Art, wie man den vortreflichen Mann weiter behandelte; denn er duldete lange und viel. Endlich kamen meine Aeltern, gerade zu der Zeit, als ich geboren worden war, durch zu wenige Wirthschaftlichkeit, in sehr traurige Umstände, so daß sie, die vorher beinahe reich gewesen waren, jetzt nicht nur Nichts mehr hatten, sondern noch dazu von Gläubigern gequält wurden. Kaum erfuhr dieß mein Oheim, so eilte er sogleich zu denen hin, die sein Herz so sehr zerrüttet hatten, und half. Alles, Alles, was er hatte, gab er unaufgefordert her, und es war nicht wenig, da er ein ziemlich großes eigenes Vermögen besaß, und

da auch seine Frau ein wohlhabendes Mädchen gewesen war. Alles gab er her, mit Beistimmung seiner ihm ähnlichen Frau; und meiner Aeltern Umstände waren wieder in der besten Ordnung. Aber kaum waren sie dieß, als man den Edlen wieder, erst durch Kälte, und dann durch laute Beleidigungen, zurückstieß. Er schwieg, und duldete still. Man verschwendete von Neuem; und als meine Aeltern, zwei Jahre nachher, kurz hinter einander starben, hinterließen sie Nichts, als eine Tochter, die einer trüben Zukunft entgegen gehen mußte, wenn nicht ein Schutzgeist erschien. Und er erschien. Der so oft und so schrecklich Beleidigte vergaß — doch nein! er hatte Nichts zu vergessen. Sein Herz war zu groß, als daß er für Beleidigungen ein Gedächtniß gehabt hätte. Mein Oheim nahm mich in seine Arme, und — o! nur fühlen kann ich es, nicht sagen, was er mir war.

Das tiefe Gefühl hinderte das Mädchen, weiter sprechen zu können. Und auch ich muß hier abbrechen. Morgen mehr.

Vierter Brief.

A n d e n s e l b e n .

Ich setzte mich heute früh gerade an den Schreibtisch, um Dir noch Einiges von den drei guten Menschen, die ich in unserm Dörfchen fand, und besonders von der holden, saustien Jeannette zu sagen, als die Tante in mein Zimmer trat.

Sage mir einmal ganz offenherzig, sprach sie zu mir, wie gefällt Dir Jeannette? Aber, guter Ferdinand, sprich ganz, ganz offenherzig und ohne Schleier. Du weißt, daß ich Deine Freundin bin.

Gute Mutter, antwortete ich, wozu erst diese feierliche Aufmunterung zur Offenherzigkeit? Habe ich schon jemals versteckt

gehandelt? Habe ich Sie jemals hintergangen?

Nein, Ferdinand, das — das thatest Du nie.

Und lag mein Herz nicht immer offen vor Ihnen da? Verborg ich es jemals?

Wenigstens wohl nie, um mich zu beleidigen, sagte meine Tante mit einem Blicke, der mich unwillkürlich in ihre Arme zog. Ich war unbeschreiblich gespannt; mein Herz pochte gewaltig. Nur gewaltsam hielt ich mich zurück, daß ich ihr nicht gestand, was — was — Doch, Rudolph, Du sollst, Du mußt der Erste seyn, der es weiß. Nur wenige Augenblicke noch warte, und dann höre und verzeihe, daß ich Deine Freundschaft nicht ganz erkannte.

Aber, theuere Mutter, sagte ich, als ich mich wieder gesammelt hatte, wozu diese Sprache?

Sie sollte Dich nicht beleidigen, mein Sohn! Du liebst mich, und so entziehst

Du mir auch Dein Zutrauen gewiß nicht.
Und gewiß, ich verdiene es!

Sie sah mich noch einmal bittend an,
und ich — Rudolph, ich bin mir in diesem
Augenblicke unerklärbar, — ich konnte
schweigen.

Und sollte, fuhr die Gute fort, der Fall
jemals eintreten, daß Du Dein Herz vor
mir verschloßest, — Ferdinand, ich würde
viel leiden. Doch wozu diese Aeußerun-
gen? Beantworte mir jetzt die Frage: wie
gefällt Dir Jeannette?

Wie ein so himmlisches Mädchen jedem
Manne, der Gefühl hat, gefallen muß, —
unbeschreiblich. Allein, Sie fordern Auf-
richtigkeit, und sodann — Jeannette muß
jeden Mann, der das Glück hat, ihre Hand
und ihr Herz zu erhalten, unaussprechlich
beseligen. Aber ich — das fühle ich ganz
bestimmt — werde dieser Mann nicht seyn.

Und

Und wie so, Ferdinand? Sollte Dein Herz schon vergeben seyn?

Nein! rief ich, das ist es nicht.

Und — trauere, Rudolph — Dein Ferdinand war zum ersten Male unedel. Doch davon hernach!

Nun dann, sagte die Tante, dann begreife ich Dich nicht. Gefühllos bist Du gewiß nicht.

Gewiß bin ich dieß nicht, fiel ich ein. Aber, theuere Mutter, ich will mich erklären. Sie kennen mein Temperament; Sie wissen, daß ich äußerst feurig bin. Ganz nette, dieß liebe, holde, himmlische Geschöpf ist gerade das Gegentheil. Sie ist unbeschreiblich sanft; ihr Herz ist aus ätherischem Stoffe geformt. Und, Beste, zwei Personen, die im engen Bande der Ehe glücklich seyn sollen, müssen im Temperamente übereinstimmen.

Was ich, sagte die Tante lächelnd, Dir nun doch nicht gerade zugeben möchte, wenn es anders meine Absicht wäre, Dich für Jeannetten zu stimmen. Aber, Offenherzigkeit gegen Offenherzigkeit — es ist mir sogar lieb, daß ich Dich, in Rücksicht auf dieses mir sonst so theuere Mädchen, so gestimmt finde. Denn sieh, guter Ferdinand, ich kenne ein anderes Mädchen, an dessen Hand Dich zu erblicken meine noch übrigen Jahre über Alles beglücken würde. Kennst Du die junge Gräfin von Nietberg in Holdenau?

Rudolph, ich war gestraft, wie ich es um die edle Frau verdiente. Ich vermochte kein Wort zu antworten. Doch, warum spreche ich so räthselhaft? Wisse demnach —

Fortsetzung.

Eben als ich Dir mein Herz offen darlegen wollte, wurde ich durch einen Besuch unterbrochen. Ich weihe Dir daher jetzt

eine Stunde der Nacht, und leichter werde ich dann in die Arme des Schlafs sinken. Doch nein! das werde ich immer nicht. Der Gedanke, eine so brave Frau, als meine Tante ist, vorsätzlich hintergangen zu haben, wird mich keine Ruhe genießen lassen. Was muß doch das Lager für den seyn, dessen Herz Vergehen belasten? Wie und wo muß er Ruhe finden können? — Aber ich erzähle. —

Es ist jetzt ein halbes Jahr, gerade damals, da Du auf einige Wochen L. verlassen haterst und in Lauchstädt warest, als ich eine kleine Reise machte, um den durch vieles Sizen geschwächten Körper wieder zu stärken.

Das Ziel meiner Reise war Wörlitz. Ich hatte den Garten noch nicht gesehen, der so vieles Aufsehen macht, und der, wie ich jetzt weiß, dies Aufsehen lange nicht ganz verdient. Ich mußte ihn sehen.

Vorher brachte ich jedoch ein Paar Tage in Dessau zu, und besah hier Alles, was nur einigermaßen merkwürdig ist. Mir wurde es das sogenannte Louissium am meisten, nicht deswegen, weil es seinen Namen von einer Fürstin führt, (denn das wäre eine sehr große Kleinigkeit) sondern weil — Doch höre selbst:

Ich durchstrich die, nach dem Elbhaufe zu gelegenen, englischen Anlagen. Ermüdet durch den weiten Weg, den ich heute schon gemacht hatte, setzte ich mich in eine von den lieblichen Weisblattlauben, die Du kennst, und die stille Labung hauchen. Meine Seele befand sich in einer Stimmung, die uns bei der Ermattung so oft zu Theil wird, in der Stimmung des bewußtlosen Schmachterns, wo wir so offen für Eindrücke sind. Ich fühlte, daß ich glücklich war, glücklich in der Liebe einer mütterlichen Freundin, glücklich in dem Besitze eines seltenen Freundes. Aber dennoch war es,

als töne es tief aus meinem Innersten hervor: es fehlt dir noch Etwas. Was dies Etwas war, wußte ich nicht bestimmt; dunkel nur ahndete ich es.

So saß ich, im nie noch gefühlten Dahinschmachten, in einer jener Lauben, als mich das Gespräch zweier melodischen weiblichen Stimmen, aus einer andern Laube dicht neben mir, wieder zu mir selbst brachte. Eben meine sonderbare Stimmung war es, was mich darauf so aufmerksam machte, was mein Ohr spannte, und endlich auch meine Augen nach den Sprechenden hinzog.

Die harmonischen Töne, besonders der Einen, hatten meinen Gefühlen wohlgethan; der Anblick machte mein Herz hüpfen. O, Rudolph, meine Stunde, die größte, wichtigste Stunde meines Lebens, hatte geschlagen. Meine Seele flog der andern Laube zu. Ich war aus mir selbst gerissen.

Ich sah zwei himmlische Formen; aber bald erblickte ich nur noch eine davon. Nur für diese Eine hatte ich noch das Daseyn. Außer ihr sah, hörte, fühlte ich nichts mehr.

Rudolph, daß ichs vermöchte, Dir nur ein schwaches Bild dieser unaussprechlich zarten Gestalt zu entwerfen! Ich will, ich muß es thun, aber glaube gewiß, es ist nur ein matter, des Originals unwürdiger Schattenriß.

Du kennst Tischbeins Zauberpinsel; Du sahst seine Aglaja im Reihentanze der Horen. Ich erinnere mich, daß Du den Künstler einst deswegen tadeltest, daß er in seiner Aglaja nicht die Griechin, sondern die Deutsche ausgedrückt habe. Damals konnte ich Dich nicht widerlegen; jetzt aber fühlte ich es, daß dem Künstler das höchste Ideal vorgeschwebt hatte. Eben jene leicht dahinwandelnden seidenen Locken, die im Aether zu schwimmen schienen, und die sich dann

wieder um die erhaben gewölbte Stirn ringelten, ohne sie zu beschatten; eben das sprechende, freudewinkende Auge, das in blauer, unnachbildbarer Emaille glänzte, und Geist und Freude und himmlische Seligkeit verkündigte; eben die vollen, Gesundheit verkündenden, mit Lilien und Rosen geschmückten Wangen; eben der kleine, süsse Mund, von Korallen bekränzt; — o, mein Rudolph, ganz jene Aglaja, nur freier, schöner, reizender, saß vor mir da. Rudolph, ich will, ich kann nicht weiter malen.

Ich sah, ich fühlte nur. Jeder andre Sinn hatte in jenem seligen Momente des himmlischen Dahinsterbens seine Kraft für mich verloren. Ich war außer mir, über mir entrissen. Der Taumel, wenn reiner, ungemischter, seliger Genuß diesen entehrenden Namen verdient, milderte sich endlich, und die holden Wesen waren verschwunden. Wie ätherische Phantome waren sie vor meinen Augen weggeschwebt. Nur den sü-

ßen Namen der Holden hatte ich noch aufgesfaßt. Er tönte himmlisch an der Tonleiter meiner Empfindungen wieder, und ewig wird er an ihr wiedertönen, wie Musik der Sphären. Nur Dir, mein Rudolph, halte ich ihn wieder; nur in Deinem Herzen wird er nicht entweicht. Das erhabene Gebilde der segnenden Natur hieß Gustave. O, mein Rudolph, einst noch an den Pforten der Ewigkeit rufe mir die Stimme eines Freundes diesen Namen zu, und ich werde ins Erdenleben zurückkehren.

Nenne diese Sprache nicht Schwärmerei, mein theuerster Freund. Ich weiß es, ich fühle es, daß sie so klingt; aber sie ist es wahrlich nicht. Wahrheit und Schwärmerei bestehen nie neben einander. Und nur die wahren Gefühle meines Herzens bekenne ich Dir. Ach! und wäre es auch Schwärmerei, so laß sie mir. Sie thut meinem Herzen so wohl! —

Gustave und ihre Gefährtin waren vor meinen Augen verschwunden, und mit ih-

nen meine süße Bewußtlosigkeit. Ich sprang auf, durchlief den Garten, durchlief alle benachbarten Anlagen; aber nirgends war die Gesuchte zu finden. Ach! zu ihrer Heiligmach, in den Wohnsitz der Seligen, mußte sie zurück gekehrt seyn. Und doch bestand ich darauf, sie finden zu müssen!

Sonderbar genug, aber auch bei meiner exaltirten Stimmung leicht erklärbar war es, daß ich nicht nach der Stadt zu, sondern gerade in der entgegen gesetzten Richtung fortlief. Ich erlangte endlich die nach Wörlitz führende Chaussee und immer noch träumend, immer noch voll von der Gewißheit, die Angebetete wieder zu sehen, rannte ich bis gegen das Dorf Neundorf darauf fort.

Auf einmal hörte ich ein lautes Rufen hinter mir, und da ich mich nicht umwandte, fühlte ich mich plötzlich am Hocke gehalten. Ich sah mich um, und ein kleiner, ziemlich zerlumpfter Bauerjunge mit

einem ehrlichen, offenen Gesichte war es, das mich fest hielt.

Der Herr hat mit dem Schnupstuche seinen Geldbeutel heraus gerissen, sagte der Junge, und reichte mir meine ziemlich schwere Börse hin. Er ist gewaltig gelassen. Es kostete mir Mühe, ihn einzuholen. Da nahm er!

Das ehrliche Gesicht des Knaben, noch mehr aber seine ehrliche Handlung, die durch seine zerlumppte Kleidung noch mehr verschönert wurde, brachte mich wieder ganz zu mir selbst. Ich ergriff seine Hand.

Woher bist du, mein Söhnchen?

Dort aus Neundorf.

Wer sind deine Aeltern?

Meine Mutter ist schon lange todt, und mein Vater ist ein armer Hausmann.

Aber, wenn dein Vater arm ist, wie du sagst, warum behielst du denn diesen Beutel

nicht? Sieh einmal, es ist viel Geld darinnen!

Herr, sagte der Knabe mit beleidigter Miene, glaubt er, daß ich ein Dieb sei?

Das nicht, mein Söhnchen. Aber du hättest ja den Beutel nicht gestohlen, sondern gefunden.

Er muß wohl spaßen. Wenn ich weiß, wem Etwas gehört, und ich behalte es, so bin ich immer ein Dieb.

Der gute Knabe sprach so entschlossen, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn auf die Probe zu stellen.

Du hast Recht, sagte ich, und eben deswegen darf auch ich diesen Beutel nicht behalten. Ich habe ihn nicht verloren; hier hast du ihn.

Herr, rief der gute Junge unwillig, er will mich durchaus zum Diebe machen, und das ist nicht fein! Ich sah es recht gut.

wie er den Beutel mit dem Schnupftuche aus der Tasche zog. Mache er mich nicht unwillig! Hier hat er seinen Beutel, und nun gehe er in Gottes Namen!

Es war mir unmöglich, das edle Kind länger zu peinigen. Ich faßte seine Hand, und rief: Du bist ein braver Junge, bleibe immer so! Aber nun nimm auch dieß hier, (ich gab ihm ein Paar Thalerstücke), und mache dir und deinem Vater einen frohen Tag.

Der Junge bedachte sich ein Weilchen. Endlich rief er entschlossen: Mein, Herr, ich nehme Nichts! Wer sich für eine rechtliche Handlung bezahlen läßt, sagt mein Vater, der fühlt nicht, wie glücklich das Gute macht.

Schnell wollte er fortlaufen. Ich ergriff ihn beim Rocke, und drückte ihn an mein Herz. Edler, edler Knabe, rief ich, o, unter diesen Lumpen schlägt ein fürst-

liches Herz! — Aber, gutes Kind, führe mich zu deinem Vater, ich muß ihn kennen lernen.

Herr, sagte der Knabe, mein Vater wohnt in einer elenden Hütte, und ist sehr krank. Er wird es bei uns nicht so finden, wie —

Komm, Lieber, fiel ich ein; und wir waren Beide bald in dem Dorfe und in der Hütte des seltenen Mannes.

Rudolph, was ich hier sah und hörte, wird meinem Herzen ewig unvergeßlich bleiben: die drückendste Armuth, das gräßlichste Erdenelend gepaart mit der seltensten Rechtschaffenheit, dem verehrungswürdigsten Biederfinne.

Der alte Hartmann, so hieß der Vater des guten Knaben, war ein Mann, der durchaus mehr Bildung verrieth, als man in seinem Stande suchen darf. Es war mir unmöglich, ihn für einen bloßen Bauer zu halten. Ich sagte ihm dieß.

Herr, sagte er, glauben Sie nicht, daß auch der Bauer ein rechtschaffener Mann seyn kann? Wenn uns die Vornehmen auch Alles nehmen, so sollten sie uns doch wenigstens diesen Glauben erhalten.

Er versteht mich gar falsch, sagte ich. Ich rede nicht von der Rechtschaffenheit; denn diese findet man in allen Ständen, und gewiß in seinem Stande am häufigsten. Ich rede blos von der Bildung. Und diese, mein Guter, verräth bei ihm mehr, als den Bauer, der bei seinen vielen Arbeiten so wenig Zeit zur Verfeinerung übrig behält.

Da haben Sie freilich Recht. Aber ich war einst mehrere Jahre lang Soldat, diente unter den Fahnen des großen Königs, und hatte da Gelegenheit, mit mehrern Menschen umzugehen, und meine rauen Seiten abzuschleifen.

Wie aber, fiel ich ein, ist es möglich, daß Er sich in einer so traurigen Lage befin-

den kann? Ich dachte, für Männer, die gedient haben und die so rechtschaffen sind, sollte man sorgen.

O, bester Herr! rief der Mann wehmüthig bittend, sprechen Sie nicht so. Ach! ich war ehemals nicht, was ich seyn sollte, und ich verdiene mein Unglück.

Er war heftig bewegt. Ich mußte dem Gespräche eine andre Wendung geben, und nur mit Mühe gelang es mir, ihn einigermaßen zu beruhigen. Endlich, als ich gehen wollte, sagte ich ihm, ich sei in der Absicht zu ihm gekommen, dem leidenden Vater eines so braven Sohnes alle mir mögliche Unterstützung anzubieten. Es kostete mir viel Zuredens, ihn zur Annahme eines Geldgeschenks zu stimmen, und ich verließ ihn mit dem Versprechen, ihn noch einmal zu besuchen, bevor ich diese Gegend verliesse. Mein Vorsatz war nämlich, ihm den Vorschlag zu thun, zu meiner Tante zu gehen, und dort seine vermuthlich nur noch

wenigen Tage in Ruhe und ohne Sorgen zu verleben. Heute wollte und konnte ich dieß nicht, da es mir so schon so viele Mühe gekostet hatte, ihn zur Annahme eines Geschenke zu bewegen.

Ich eilte jetzt nach Dessau zurück. Meine damalige Seelenstimmung kann ich Dir, theuerer Rudolph, nicht charakterisiren. Theilnahme an den Leiden eines rechtschaffenen Mannes, der mir etwas ganz anders zu seyn schien, als er seyn wollte; Wiedergenuß, allaugenblicklich zurückkehrender Wiedergenuß der Sonne, die mir im Anschauen der lieblichen Himmels- tochter zu Theil worden war; sehnstuchvolles Schmachten nach dem zurückkehrenden Anblicke der Holden; Schmerz, daß sie meinen Augen so schnell entschwunden war, und daß ich sie nicht wieder gefunden hatte — wer kennt für alles dieß zusammengekommen den rechten Namen? und alles dieß empfand ich, alles dieß wogte ununterbrochen
in

in meinem Herzen. O, mein Grünberg, ich genoß im Entbehren, ich entbehrte im Genießen. Meine Gefühle waren einzig! Immer aber war der letzte Punkt, nach dem sie alle hinbehten, an dem sie alle in harmonischen Tönen vibrirten, der süße Gedanke: die süße Gestalt wird noch einmal vor meinen Augen erscheinen.

Raum hatte am folgenden Morgen Aurora mit ihrem Rosenfinger die Pforten des Himmels geöffnet, als ich schon in froher Hast dem Louisium zulief. Hier wirst Du sie wieder sehen, rief es ununterbrochen im Innern; aber ich sah sie hier nicht wieder. Bis gegen Mittag blieb ich da und durchstreifte alle Lauben, alle Hecken, alle Winkel der lieblichen Anlage; aber sie erschien nicht. Ich rannte zurück, durchstreifte in sorgsamem Suchen das Georgium, aber sie fand ich nicht. Ich sprengte nach Wörlitz, denn nur in der schönsten Natur währte ich sie zugegen; aber auch dort

E

fand ich sie nicht. Mißmuthig kehrte ich endlich von dort zurück, und schon war die Sonne untergegangen, als ich in Neundorf vor Hartmanns Hütte stand.

Ich trat hinein, und, o mein theurer, theurer Rudolph, diese elende Hütte wurde mir der herrlichste Feenpallast. Erlaß mir alle weitere Auseinandersetzungen! Alles, Alles werden Dir die wenigen Sylben sagen: neben dem Lager des Armen saß Gurfave! Weg von diesem Augenblicke an mit allen andern Benennungen der Theuern! Nur bei ihrem Namen will ich sie Dir künftig nennen; bei diesem Namen, der wie Zauberwort an meinem Herzen wiederhallt.

Was ich bei diesem Anblicke empfand? was ich that? Rudolph, ich war aus mir selbst gerissen, ich war nicht mehr ich Selbst. Schöner noch als gestern, reizender noch saß sie dicht vor meinen Blicken da, und mein Auge trank Himmelswonnen; ich war in elysische Vergessenheit eingewiegt. So

muß dem Manne seyn, der nur, aus Lez-
thes Wellen gesättigt, zum ersten Male
die Gefilde der ewigen Entzückungen vor
sich erblickt.

Augenblicke schwanden, Minuten entflo-
hen, und immer noch stand ich wortlos
da, in dem süßen Anblicke verloren. End-
lich kehrte Besonnenheit in meine Seele
zurück; ich fühlte das Auffallende meines
Betragens; ich brachte Worte hervor. Aber
was ich sagte, und wie ich es sagte? O, mein
Grünberg, das menschliche Herz ist hoher
Entzückungen fähig.

Ich trat auf das Lager zu, stammelte
dem Kranken meinen Gruß, und beugte
mich dann auf Gustavens Hand hinab. Ru-
dolph, ich durfte jetzt diese Hand berüh-
ren; Rudolph, ich bin im Elysium gewe-
sen; werde fühlen, daß ichs gewesen bin,
auch wenn ich nie hienieden wieder eine
Freude schmecken sollte.

Doch ich fühle, daß ich Dich ermüden muß. Zwar empfindest Du tief, empfindest ganz die Freuden und Leiden Deines Freundes; aber dennoch muß Dir diese Sprache lästig werden. Ich will daher, wo möglich, meine Gefühle herabstimmen, und so mit Dir reden, wie der kalte Zuschauer reden würde. Um jedoch Dir Alles deutlich zu machen, werde ich Einiges jetzt sagen, was ich erst späterhin erfuhre.

Gustave ist die Tochter eines Finanzraths, der aber schon längst todt ist. Er hieß Röder. Auch ihre Mutter willt nicht mehr hienieden. Jetzt hält sie sich bei ihrem Onkel, dem Oberamtmanne Röder zu G. auf, das nur eine kleine Meile von Neundorf entfernt ist. Sie kannte den alten Hartmann schon längst, hatte aber erst an dem heutigen Tage seine traurige Lage erfahren. Voll des Wunsches, ihm Erleichterung und Unterstützung zu bringen, war sie zu ihm geeilt, hatte aber gefunden, daß

ich ihr schon zuvor gekommen war. In welchem Tone der Leidende von mir und von dem, was ich für ihn that, gesprochen hatte, wurde mir durch die zarte Achtung sogleich sichtbar, mit der mich die Liebliche behandelte.

Zwei Stunden saßen wir neben dem Lager des Kranken, sprachen ihm Trost zu und zeigten ihm eine hellere Zukunft, und diese zwei Stunden schwand uns wie Sekunden dahin. Noch wußte ich nicht, wer das holde Mädchen war; noch kannte sie meinen Namen nicht, und dennoch sprachen wir mit einander, als kennten wir uns Jahre lang. Gute Menschen sind überall Bekannte, auch wenn sie sich nie sahen.

Mir war es, als sey ich einheimisch in dieser Hütte. Ich hatte Alles außer ihr vergessen, da rollte plötzlich ein Wagen vor die Thüre.

Jetzt muß ich fort, sagte Gustave, man holt mich ab. Aber ich sehe ihn bald, recht bald wieder, guter Hartmann.

Sie drückte noch einmal seine Hand, und ein Zug der innigsten Freude schwebte auf seiner Stirn. Sagen konnte er nichts, als: ach! Sie sind unaussprechlich gütig.

Jetzt wandte sich Gustave zu mir. Höchst wahrscheinlich, sagte sie, wollen Sie heute noch nach Dessau.

Ich bejahete dies.

Dürfte ich, fuhr sie fort, Sie da wohl um Ihre Begleitung bitten. Auch mein Weg führt durch Dessau.

Ha! sie erfüllte den Wunsch, den ich nie zu stammeln gewagt hätte. Ich ergriff ihre Hand, und nach wenigen Augenblicken rollte der Wagen mit uns dahin.

Nur wenige Worte waren es, die ich ihr zu sagen vermochte. Mein Herz war zu befangen. Ich wollte reden; aber was sollte ich, was durfte ich sagen? Da hielt schnell der Wagen vor meinem Gasthose in Dessau still. —

Jetzt sollte ich mich von ihr trennen, die mit meinem Leben so innig verwebt war, ohne daß ich wußte, ob ich sie jemals wieder sehen würde. Wußte ich doch nicht einmal, wer sie war? Freilich war es möglich, daß ich dieß von Hartmannen erfahren konnte; aber doch immer nur möglich, nicht gewiß. Es hatte mir sogar geschienen, als wenn er sie heute zum ersten Male gesehen hätte. Und doch konnte und durfte ich es nicht wagen, sie darum zu fragen. Meine Brust war unbeschreiblich gepreßt; ich mußte jetzt aus dem Wagen steigen. Die Gute goß Balsam in mein blutendes Herz. Sie sagte:

Sehe ich sie bald wieder, mein theurer Freund? Morgen, rief ich, ach! daß es morgen seyn könnte!

Gewiß! lispelte sie, ich komme morgen wieder zu unserm Leidenden. Also auch Sie?

Auch ich, auch ich Glücklicher, theuerste Gustave.

Gustave? fiel sie ein. Woher kennen Sie mich? Meinen Namen hörten Sie heute nicht; woher wissen Sie ihn?

O, ich hörte diesen himmlischen Namen vorgestern im Louissium.

Nun, so erbitte ich mir den Ihrigen.

Ich nannte ihr den meinigen; sie sagte kein Wort, drückte sanft meine Hand und befahl dem Kutscher, fortzufahren.

Lange, noch lange starrte ich in die Finsterniß hin, dem entrollenden Wagen nach. Ein neues Leben war in meiner Seele aufgegangen; ein neues, noch herrlicheres gieng mir bei dem Gedanken auf: ich werde sie morgen wieder sehen. Ich trat in meine Wohnung, und schon verkündigte der Hahn den herannahenden Morgen, als noch immer im ewigen, unvergänglich schönen Reihentanze der Gedanke allein vor meiner Seele herum gaukelte: ich werde sie wieder sehen, und: sie nannte mich Ihren Freund. Süßer, mein Rudolph, sind wahrlich nicht die Empfindungen der vollendeten Gerechten, als die meinigen in jener schlaf-

losen Nacht waren. Und doch sollte ich noch süßere, seligere kennen lernen.

Schon gegen Mittag war ich wieder in Neundorf. Wie hätte ich an einem andern Orte Ruhe finden können, als da, wo ich sie erwartete? Sie!

Von Hartmannen erfuhr ich jetzt alles das, was ich Dir schon von den äußern Verhältnissen des edlen Mädchens gesagt habe. Aber ich erfuhr noch mehr. O mein Grünberg, selbst der entzückteste Liebhaber kann von der Geliebten nicht zärtlicher, nicht ehrfurchtsvoller, nicht enthusiastischer sprechen, als der Mann von der Himmlischen sprach. Tausend Züge von ihrem Edelsinne, von ihrer Herzensgüte, von ihrer Menschenfreundlichkeit wußte er, und erzählte er mir. Ich lauschte, ich horchte mit angestrengter Aufmerksamkeit. Mein Herz hob sich höher und höher bei dem Gedanken: und sie nannte mich ihren Freund!

Noch floß Hartmanns Mund von ihrem Lobe über, noch lauschte mein Ohr mit

immer neuer, immer regerer Aufmerksamkeit auf diese mir so süßen Töne, als die Theure selbst erschien. Ich sah sie wieder, sie, von der ich nun wußte, daß in der Engeshülle auch ein Seraphsgeist weile. Rudolph, ich mußte mich unbeschreiblich halten, daß ich nicht den Theaterhelden machte, und vor ihr niedersank.

Doch erspare mir die vergebliche Mühe, Dir meine Gefühle an jenem Tage weiter zu anatomiren. Ich vermag es nicht. Auch Dir werden sie einst verständlich werden, wenn Du die gefunden hast, die Dein Herz versteht und verdient.

Neben Gustaven flossen mir an jenem Tage vier selige, himmlische Stunden dahin. O, Rudolph, schöner noch, als der dankbare Hartmann mir ihr Herz geschilbert hatte, fand ich es. Ich fand — aber wie könnte ich Dir sagen, was ich fand?

Ich blieb noch acht Tage in Dessau, und an jedem sah ich die Herrliche wieder; an jedem lernte sie mein Herz mehr

verstehen und mehr verstehen. Auch sie achtete mich, auch sie schien Deinen Freund mit Wohlgefallen zu betrachten. Aber immer noch hatte unser Mund das nicht auszusprechen gewagt, was unser Herz fühlte. Es sollte, es mußte endlich geschehen. Grünberg, höre die Geschichte des größten, schönsten Tages meines Lebens!

Du weißt, daß mich in jener Zeit meine Tante L. besuchen wollte. Ich mußte jetzt ihre Ankunft täglich erwarten, und so war es nothwendig, daß ich nach L. zurückkehrte. Ich sagte dieß Gustaven, und kündigte ihr meine Abreise auf den dritten Tag an. Dieß geschah, als ich mich mit ihr gerade in dem Borslicher Garten befand. Wir saßen in jener Eremitage, die mir auch schon vorher unter allen Schönheiten des gepriesenen Gartens am meisten gefiel, und die mir jetzt das schönste Plätzchen auf Gottes Erde scheint.

Ein düsteres Wölkchen umzog Gustavens Stirn.

Und, sagte sie, mit wehmüthigem Tone, werden wir uns jemals wieder sehen, Herr von Mildenthal?

Kraute mir Jemand, rief ich, diese Aussicht, ich würde keine Freude vor mir erblicken.

Aber wann? wann? lispelte Gustave.

Ich war zu sehr gespannt, ich konnte jetzt nicht mehr schweigen.

Und würde es, sagte ich, meiner theuern Freundin lieb seyn, wenn ich antwortete: bald?!

Wie können Sie diese Frage thun, guter Mildenthal? Fanden Sie mein Herz jemals versteckt? Und wer würde sich wohl nicht auf die Gegenwart eines so lieben Freundes freuen?

Ich ergriff ihre Hand, drückte sie an mein Herz, und stammelte: auch dann, Gustave, wenn ich sagte: um uns nie wieder zu trennen?!

Mildenthal! lispelte sie, und ihr schönes Auge glänzte von himmlischem Feuer; Mildenthal, guter, guter Mildenthal! lispelte sie noch einmal, und die Himmlische lag in meinen Armen, und der schöne Bund war geschlossen.

Nichts mehr von jener Stunde! für sie weiß ich keinen Namen; wie sollte ich Worte für die Seligkeit haben, die mich in ihr durchströmte!

Der süße Taumel war gemildert. Gustave war die Erste, die zur Besonnenheit zurückkehrte.

Ferdinand, sagte sie, ich glaube, daß Sie mich lieben, und auch ich liebe Sie innigst. Aber lassen Sie uns so handeln, daß wir vor dem Richtersthule der Vernunft bestehen können. Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht. Sagen Sie mir, sind Sie völlig unabhängig?

Wozu diese Frage, Theuerste? — Ja, ich bin völlig unabhängig. Nur eine Tante,

eine unbeschreiblich edle Frau, die allein mein Glück beabsichtigt, kann über meine Verhältnisse absprechen.

Und eben diese Tante, fiel Gustave ein — wird sie unsern Bund segnen? Vergessen Sie nicht, guter Mildenthal, daß ich nur ein bürgerliches Mädchen bin.

O, Gustave, Sie kennen die Edle nicht; sonst würden Sie selbige durch diese Aeußerung entehren. Bald sollen Sie anders denken. Ich eile jetzt nach L. in ihre Arme, und führe sie dann Ihnen zu.

Gustave sah einige Augenblicke nachs denkend vor sich hin. Endlich sagte sie: Hängen Sie ganz von dieser Tante ab?

Ja, Gute, in sofern ein Mensch von dem andern abhängen kann. Sie fesselte mich durch Wohlthaten an sich. Ohne sie hatte und habe ich gar nichts.

Und, sagte Gustave, lieben Sie mich in der That mit der ganzen Glut der reinsten Liebe, die Alles aufzuopfern bereit ist?

Gutes Mädchen, diese Frage — bei Gott!
sie beleidigt mein innerstes Gefühl.

Das sollte sie nicht, liebster Ferdinand.
Aber sie schien mir nöthig. Verzeihen Sie
daher, wenn ich noch einmal frage: Hal-
ten Sie sich für fähig, Ihrer Liebe zu
mir Alles aufzuopfern?

Alles, Alles, als das, was die edle
Gustave nie von mir fordern wird, — die
Tugend. Ja, theures Mädchen, ich bin
bereit, für Ihren Besitz Alles hinzugeben,
wenn ich nur einst mit dem Bewußtseyn in
Ihre Arme sinken kann: ich bin Ihres Her-
zens nicht unwürdig. Gustave, ich liebe
Sie, wie der Mensch nur selten lieben wird.
Aber ich fühle es, selbst in dieser heiligen
Stunde, wo mein Herz zum ersten Male
die Segnungen der reinen Liebe empfand,
fühle ich es: ich liebe dennoch die Tugend
mehr; und träte der Fall ein, daß ich ent-
weder Sie oder mein edles Bewußtseyn auf-
opfern müßte, bei Gott! ich verlöre Sie
freiwillig, und stürbe dann gern.

Gustave schloß mich innig in ihre Arme, und blickte mich mit freudestrahlenden Augen an. So, mein theurer, theurer Ferdinand, so war der Mann beschaffen, den ich mir, in den Stunden der süßesten Phantasie, als meinen Gefährten durchs Leben dachte. Ha! alle meine leisesten Wünsche sind erfüllt, übertroffen. Jetzt will ich mit edlem Stolz jedes Mädchen fragen: Kannst du mehr haben? O, mein Ferdinand! Sie sind mein Stolz! Aber nun auch von meiner Seite die nämliche Versicherung: Sie sind mein, ich bin die Ihrige, wenn uns nicht höhere Pflichten trennen; oder nie soll, nie wird ein Mann mich sein nennen.

Und, rief ich, an diesem meinem Herzen wird und kann dann nie ein Weib ruhen, wenn Gustave mir entrisen werden könnte! Doch wozu diese schwermüthigen Erinnerungen? wozu diese Befürchtungen? Sie sind unnütz. Sie, meine Theuere, sind doch völlig unabhängig?

Ich

Ich bin es.

Nun dann — was sollte sie mir rauben können? Meine Tante wird unserm Hunde gewiß ihren Segen aus voller Seele zujauchzen.

Wohl, Bester, ich glaube dieß, und bin beruhigt. Aber nun auch eine Bitte. Jetzt, und überhaupt so lange, als Sie noch in L. sind, entdecken Sie der Guten nichts von unsern Verhältnissen. Sie möchte es für eine gewöhnliche Studentensiebelei halten, und so von Vorurtheilen wider mich eingenommen werden. Und auch dieß will und muß ich vermeiden. Denn es ist nicht genug, gut zu seyn; man muß es auch scheinen. Jetzt also schweigen Sie noch. Sobald Sie aber Ihre jetzige Lage verändert haben, reden Sie offen, und dann — bin ich die Ihrige und glücklich!

Und ich! und ich! rief ich. Aber wozu diese Bedenklichkeiten? Alle diese Vorkehrungen sind bei der Edlen überflüssig.

D

Leicht möglich! fiel Gustave ein. Aber, wer so viel zu verlieren hat, als ich, der wagt nur mit bebendem Herzen, wo er sonst ohne Wagniß zum Ziele gelangen kann. Nicht wahr, mein Ferdinand, Du erfüllst die erste Bitte Deiner Gustave?

Die holde Zauberin! Ich mußte ihr beistimmen, und hielt mein Versprechen so treu, daß ich selbst gegen meinen vertrauesten Freund schwieg.

Wir trennten uns endlich. Ich kehrte nach L. zurück, und sah das himmlische Mädchen von hier aus noch zweimal, in Wörlitz und in Oranienburg. Beide Male eilte sie, mit der liebevollsten Dahingebung, an mein Herz, und beide Male fand ich es immer mehr bestätigt: daß nur an ihrem Arme für mich Seligkeit zu hoffen sey. Die Abwesenheit von ihr machten mir allein ihre Briefe erträglich, die mir in jedem Worte eine neue, schöne Seite an ihrem Herzen

und Verstande zeigten. Edler und erhabener, als sie, dachte nie noch ein Weib. —

Und nun, mein Freund, denke Dir meine jetzige Seelenstimmung; denke Dir, was ich bei den letztern Worten meiner Tante fühlen muß. O, es ist grausenvoll, wie es jetzt in meinem Herzen treibt und wogt. Und bin ich nicht selbst die Ursache meiner jetzigen herben Gefühle? Wäre ich in dem Augenblicke, als mich die Tante zur Offenherzigkeit aufforderte, in ihre Arme geeilt, und hätte ihr mein Herz eröffnet, — wahrlich! sie würde freudig ihren Segen über mich und Gustaven ausgesprochen haben, und mein Herz würde dann bei dem Gedanken: den süßesten Wunsch meiner Wohlthäterin nicht erfüllen zu können, nicht bluten. Nie würde sie mir dann diesen Wunsch entdeckt haben; ich kenne die Edle!

Wie soll ich ihr nun die Gefühle meines Herzens entdecken? wie kann ich ihr jetzt nur noch dreist ins Auge blicken?

Schon in dem Augenblicke, als sie jene Gräfin von Nietberg erwähnte, war meine Beklemmung ungeheuer. Ich zog mich noch dadurch aus der Sache, daß ich ihr sagte, was wahr ist: ich kenne sie nicht. Wie wird es aber künftig werden? Ach! ich werde sprechen müssen; werde beschämt vor ihr stehen; und wird sie mir vergeben? wird sie Gustaven freudig ihre Tochter nennen?

Fünfter Brief.

An denselben.

Nudolph, beklage Deinen unglücklichen Freund! Sein Herz ist dem Erliegen nahe. Es kämpft jetzt einen Kampf, für den es nicht groß, nicht stark genug seyn kann. O, ich stehe auf einer fürchterlichen Klippe! Was wird an ihr scheitern? Meine Zukunft, oder mein Glück? Gott, o großer Gott! gieb mir Muth, daß es nur das Letztere sey! daß ich nur der Theuern würdig

seyn mag, wenn sie auch nie die Meine werden kann!

Doch, ich will Dein theilnehmendes Herz nicht zu sehr spannen. Ich will erzählen, so gut sich so Etwas erzählen läßt. Du wirst aus dieser Erzählung zugleich sehen, warum Du in mehreren Tagen keinen Brief von mir erhieltst.

Den Tag nach jenem Austritte mit meiner Tante, den ich Dir in meinem letztem Briefe geschildert habe, saß ich am Abende einsam, (denn die Tante war allein auf ein paar Tage verreist), ganz in mich versenkt, in einem lieblichen Park, der sich hinter unserm Schlosse erhebt. Meine Seele war höchst sonderbar gestimmt. Ich fühlte, daß ich an meiner Tante ungerecht gehandelt hatte, und mir schien es, als ahnde sie dieß. Wäre sie sonst wohl ohne meine Gesellschaft verreiset? Oder sollte sie vielleicht das beleidigt haben, daß ich nicht unbedingt in ihren Wunsch eingestimmt hatte? Dann

wäre aber die sonst so edle Frau äußerst ungerecht. Diese und mehrere dergleichen Betrachtungen drehten und wogten vor meines Geistes Augen umher und umnebelten sie. Endlich trat Gustavens Bild wieder vor meine Seele, und mit ihm schwand der Nebel, mit ihm kehrte Wonne und süße Hoffnung in mein Herz zurück.

In sanftem Schmachten verloren, brüskete ich lange und still über meinen Gefühlen. Sie wurden, je länger sie sich mit dem himmlischen Mädchen beschäftigten, immer edler, feiner und zarter. Endlich lösten sie sich, mir selbst unbewußt, in Töne auf. Matthiffons, dieses Liebblings jedes guten Menschen, dieses zarten, tiefe Empfindung hauchenden Sängers, Matthiffons herrliches Lied aus der Ferne, entströmte meinen Lippen.

Mir war es, als wenn erst aus der Ferne her, nach und nach aber näher und immer näher Gustavens Töne sich den meinigen

anschlößen. Ich horchte zwischen den beiden ersten Strophen auf, glaubte aber, da ich so auch nicht den mindesten Laut vernahm, meine rege Phantasie habe mich getäuscht. Ich sang die dritte Strophe; und bei den Worten:

Das ist mein Geist, o zweifle nicht!

schien die mich begleitende Stimme dicht hinter mir hervor zu schallen. Ich horchte noch einmal auf, blickte noch einmal forschend in dem stillen Dunkel umher, sah und hörte noch einmal weiter nichts, und war noch einmal überzeugt, nur meine lebendige Einbildungskraft zaubere mir jene lieblichen Töne hervor. Meine Stimme erhob sich wieder, erhob sich mit verstärktem Feuer. Ich sang jetzt die vierte, schönste Strophe. Mein Busen hob sich entzückt empor, meine Lippen tönten die Worte:

Das Bundeswort: Auf ewig Dein!

und: auf ewig Dein! erklang es an meiner Seite. Gustave lag an meinem Herzen.

Meine süße Ueberraschung laß mich Dir nicht schildern, mein Rudolph. Ich vermag es nicht. Lange, lange war ich keines Wortes mächtig, war nur tiefes, inniges Gefühl. Nur von Zeit zu Zeit unterbrachen die drei Worte: Auf ewig Dein! aus meinem Munde hervorgeströmt, von der Erhabenen wiedergetönt, die selige Stille. O, Rudolph, jene Minuten, im paradiesischen, schuldlosen Genuße verlebt, werden nie aus meiner Erinnerung entfliehen. Sie sollen, sie werden mich halten, wenn mein Herz brechen will. Ach! schon auf der Erde kann der Mensch, wenigstens Minuten lang, den Himmel finden.

Unsere Empfindungen vermochten sich endlich in Worte aufzulösen.

Nicht wahr, mein theurer Ferdinand, lispelte Gustavens Himmelsstimme, nicht wahr, heute und hier glaubten Sie wohl nicht, Ihre Gustave zu sehen?

Gewünscht, mehr als mein ewiges Heil gewünscht habe ich es heute und jeden der Tage, an dem ich Sie nicht sah, Sie einmal wieder in diesen Armen halten zu können und ihre süße Stimme zu hören; aber erwarten konnte, durfte ich es nicht. Gustave, wie ist es möglich, daß ich heute so glücklich bin?

Sie sollen dieß sogleich erfahren, sagte sie, ergriff meine Hand und führte mich in einen Pavillon im hintern Theile des Parks. Als ich hinein trat, gewahrte ich in dem heitigen Dunkel noch ein weibliches Wesen. Ich trat darauf zu. Es war die sanfte Jeannette. Gustave lösete mir das Räthsel.

Sie war, was ich bis jetzt nicht gewußt, nicht geahndet hatte, da wir über die nähern Familienverhältnisse noch nicht miteinander gesprochen hatten, und da auch sie vorsätzlich bis jetzt davon schwieg, um mir eine unvermuthete Freude zu bereiten.

ebenfalls eine Nichte unseres Predigers. Ihr verstorbener Vater war der Bruder unserer Predigerin. Jetzt war sie in unser Dörfgen geeilt, um mir ein Paar selige Tage zu zaubern.

Fraulich saßen wir Dreie in dem stillen Heiligthume des Pavillons. Die gute, unaussprechlich gute Jeannette stimmte in unsere Entzückungen ein. Jetzt, erst jetzt, wo ich mein Herz mit allen seinen Gefühlen und Wünschen ganz offen vor ihr sehen lassen durfte, lernte auch ich ganz einsehen, welch ein himmlisches Herz in dem Busen dieser Holden wohne. Rudolph, kannte ich Gustaven nicht, ich würde den Mann unbeschreiblich beneiden, für den dies Herz der edlen Warbrunn einst schlagen wird.

Die beiden Schwesterseelen hauchten wechselsweise Entzückungen in meinen Busen. Die Last, die nur vor wenigen Minuten noch auf meinem Herzen gelegen und es fürchterlich gepreßt hatte, war weg-

gewälzt. Ihr holdes Rosen hatte meinen Gram verscheucht, hatte mich mit Wonne erfüllt.

Kinder, steng endlich Jeannette an, Ihr habt Euch Manches zu sagen, wobei ich überflüssig bin. Laßt mich ein Viertelstündchen lang durch jene Allee schlendern. — Sie sagte es, und plötzlich entschwand sie aus dem Pavillon.

Noch einmal schloß mich jetzt Gustave in ihre süßen Arme, und sagte dann: jetzt, mein Theurer, lassen Sie uns über unsere Verhältnisse sprechen. Sie versprachen mir einst, Ihrer Tante von unserer Liebe nicht eher Etwas zu sagen, als bis ich Sie selbst dazu auffordern würde. Dieser Zeitpunkt ist bald da. Ihre Tante mag mich erst kennen lernen, und dann fragen Sie sie, ob sie glaubt, daß Gustave Ferdinand glücklich machen könne?

Schrecklich fiel in diesem Augenblicke die Last auf mein Herz zurück, die es vor

Gustavens Erscheinen gepreßt hatte. Was sollte ich der Theuern antworten? Sollte ich auch sie hintergehen? Oder sollte ich sie durch das, was ich von meiner Tante gehört hatte, beunruhigen? Eines war so schrecklich, als das Andere. Ich saß lange sinnend da. Endlich erhob sich mein besseres Ich. Ich fühlte, daß ich der Pflicht getreu bleiben müsse, wenn ich des süßen Mädchens Liebe verdienen wollte. Und sie wird sich fassen, dachte ich. Sie denkt edel und groß. Der Gedanke, daß ich dem heiligen Versprechen, der Tugend nie Etwas zu vergeben, treu bleiben will, wird ihr das Unangenehme, das in der Nachricht lag, die ich ihr zu geben hatte, versüßen.

Als Sie einst, sagte ich, in jener heiligen Stunde, die mir den Himmel eröffnete, mir Ihr Herz schenkten, da thaten Sie die Frage an mich: Lieben Sie mich mit der Liebe, die allein Glück verheißt? Was ich Ihnen darauf antwortete, wissen Sie. Und

jetzt, theures Mädchen, ist der Zeitpunkt vielleicht da, wo ich den Beweis für meine Antwort werde führen müssen; und ich will ihn führen. Lassen Sie daher auch mich jetzt die Frage an Sie thun: Gustave, lieben Sie mich?

Ferdinand, wissen Sie das nicht?

Aber auch mit der Liebe, die für den Geliebten Alles aufzuopfern bereit ist?

Nehmen Sie Ihre ehemalige Antwort für meine jetzige an.

Gut, theures Mädchen. Allein noch eine Frage: Auch mit der Liebe, die jeder Gefahr trozt, die sich durch Nichts in dem Geliebten irre machen läßt, die nie, auch wenn der stärkste Schein wider ihn ist, an seinem Herzen verzweifelt, die Alles erduldet und treu ausharret?

Ja, mein Ferdinand, gerade mit dieser Liebe liebe ich Sie. Können Sie zweifeln?

Wehe mir, wenn ich es könnte! Ich wäre dann unnennbar unglücklich. Aber so, so werde ich unbeschreiblich glücklich seyn. Hören Sie also, Theuerste!

Ich erzählte ihr nun das, was Du weißt, Rudolph. Schweigend hörte sie mir zu. Endlich hatte ich vollendet, und sie sagte:

Ja, mein Freund, es ist möglich, daß uns Gefahr droht; ja, es ist möglich, daß man Sie von mir zu trennen suchen wird.

Wer kann, wer vermag dieß? rief ich.

Die Pflicht, antwortete Gustave.

Ich verstehe Sie, stammelte ich. Aber, noch einmal schwöre ich Dir es, himmlisches Mädchen, Ferdinand kann und wird Deiner nie unwürdig werden. Trennen kann man mich von Dir, aber zur Untreue an Dich zwingen, kann selbst die Gottheit mich nicht. Nie, nie wird ein Weib an diesem Herzen ruhen, wenn Gu:

stave nicht daran ruht. Freiwillig bleibe ich dann ewig freudenleer. Und auch Du, Gustave, nicht wahr, auch Du bleibst mein?

EWIG, mein Ferdinand! rief die Holde, und verbarg schluchzend ihr Haupt an meinem Busen. In diesem Augenblicke trat Jeannette wieder in den Pavillon. Sprachlos und in uns versenkt saßen wir da. Jeannette allein, der wir unsere Lage entdeckten, sprach uns Muth und Hoffnung ein. Aber ach! mein Herz war zu sehr angegriffen. Wir trennten uns endlich, und in schwermüthige Betrachtungen versenkt, schlich ich in das Schloß zurück. Ohne einen Augenblick Ruhe genossen zu haben, brach der Tag an.

Gegen Mittag kehrte meine Tante zurück, und sie selbst arbeitete meinen Wünschen in die Hände, indem sie mir den Vorschlag that, gegen Abend zum Pastor zu gehen. Wir giengen hin. Um jedoch we:

nigstens Etwas vorher gethan zu haben, sagte ich ihr, ich hätte schon an diesem Morgen Jeannetten mit ihrer Cousine, deren Ankunft sie wußte, bei einem Spaziergange begegnet.

Die Tante war ungemein heiter, und schien an Gustaven ungemeines Wohlgefallen zu finden. Es wurde mir schwer, meine Freude hierüber, und überhaupt mein Entzücken bei dem Anblicke des Mädchens zu verbergen. Aber dennoch mußte ich es. Ach! man nehme einmal die Maske vor, und man wird sie auch dann oft tragen müssen, wenn sie uns unbeschreiblich lästig wird.

Am folgenden Tage war der Pastor mit seiner ganzen Familie bei uns. Noch ängstlicher wurde mir dieser Tag, drückend der noch der Zwang, den ich mir anthun mußte. Aber der Abend dieses Tages wurde mir schrecklich.

Mei:

Meine Tante hatte sich ganz vorzüglich mit Gustaven beschäftigt, hatte sie mit der liebevollsten Aufmerksamkeit behandelt, hatte sie selbst vor Jeannetten, die sonst der Liebling ihres Herzens ist, ausgezeichnet. Ich träumte mir die seligste Zukunft.

Jetzt am Abende, als ich allein bei ihr saß, strich sie die Vorzüge des Mädchens ungemein heraus, und schloß mit der Frage: Nicht wahr, Ferdinand, diese Gustave ist ein vortreffliches Mädchen? Oder sollte sie Dir nicht gefallen?

Unbeschreiblich, theuere Mutter, fiel ich schnell ein. Nie sah ich noch ein Mädchen, das mir hochachtungswürdiger erschienen hätte. Wahrlich, es ist ein himmlisches Geschöpf!

Sah ich Dich doch noch nie so im Feuer! rief die Tante lächelnd. Aber Gustave verdient es auch; sie verdient die Achtung und Liebe jedes biedern Mannes.

Ich konnte mich nicht mehr halten. Plötzlich ergriff ich ihre Hand, drückte sie an mein laut pochendes Herz, und sagte: Mutter, theuere Mutter, lassen Sie diese Himmlische mein seyn!

Sie sah mich forschend an. Endlich sagte sie: Aber, guter Ferdinand, Du kennst sie zu wenig! Und dann wäre es ja auch immer noch eine Frage, ob auch Gustave von Dir so denkt, ob auch sie —

O, Mutter, fiel ich ein, und sank vor ihr nieder, Verzeihung! Verzeihung, daß ich — daß ich mein Herz vor Ihnen verschloß. Mutter, ich handelte unrecht; aber nur mit Ihrem Zorne strafen Sie mich nicht! Diese Gustave — ich kenne sie schon seit einem halben Jahre, liebe sie unaussprechlich, und werde auch von ihr geliebt.

Du kennst sie schon seit einem halben Jahre? rief sie, und ihre Stimme war fürchtbar umgewandelt. Ferdinand! Du,

Du kennst dies Mädchen schon seit einem halben Jahre? stehst mit ihr in Beziehung, und verheimlichst dieß Deiner mütterlichen Freundin? Ferdinand, Du bist ein Heuchler, ein abscheulicher Heuchler! Bedenke, welches Gespräch wir vor nur wenigen Tagen mit einander hatten! Aber nun — nun —

Ihre Stimme stockte, ihr ganzes Wesen war verwandelt; die sonst so sanfte, so gütige Frau war fürchterlich gespannt. Ich sprang auf und wollte sie in meine Arme schließen. Sie stieß mich zurück. Nicht so, rief sie, täusche, betrüge mich nicht noch einmal! So konntest Du gegen mich handeln? so schändlich, ja schändlich mit mir verfahren? und nun sogar das M...en Herkommen lassen, um die Komödie hier auszuspielen, und so mich vielleicht zur geprellten Komödienmutter zu machen. O, Ihr Elenden!

Sie sank erschöpft in einen Stuhl. Noch einmal kniete ich vor ihr hin; noch einmal stieß sie mich von sich. —

Mutter, theuerste, beste Mutter, rief ich, fassen Sie sich! Es ist wahr, ich beleidigte Sie; aber, bei dem, der mein Herz kennt! so meinte ich es nicht, wie Sie es jetzt verstehen. Mutter, ich verdiene Ihren Zorn; aber diesen Zorn, diesen verdiene ich nicht; und das edle Mädchen —

Schrecklich fuhr sie hier auf: Wie nennst Du die Dirne, die Dein Herz vergiftete?

Dieß, dieß empörte meine Gefühle. Madame, rief ich, mich mißhandeln Sie, ich verdiente es, obwohl nicht in der Art; aber dies Mädchen müssen Sie nicht lästern! Sie verdient die Achtung jedes Menschen; auch die Ihrige verdient sie. Vermöchten Sie, Ihre fürchterliche Leidenschaftlichkeit zu mäßigen, so würde ich Ihnen Manches sagen können, was mich in Ihren Augen vielleicht entschuldigen würde; aber so —

So? schrie sie, bin ich ungerecht, weil ich diese Dirne verachte, die Dein Herz erschlich, und die ich nun, auch wenn sie nicht aus der Klasse des Pöbels wäre, nie meine Tochter nennen würde? Du bist ein Heuchler und verdienst meine Liebe nicht mehr; aber dennoch will ich für Dein Glück sorgen, das Du selbst von Dir stößest. Nie —

und hier wurde ihr Ton ganz der, welchen ich von den Meisten unsers Standes schon so oft hörte und der mich eben so oft erbitterte,

nie soll Ferdinand von Wildenthal der Sohn meiner Tochter, der Sprößling eines edlen Zweiges, sich und seine Familie durch eine Mesaisance schänden. Diese Bürgerin — dieß mein fester Entschluß! — wird nie Dein Weib, oder ich höre auf der Stelle auf, Deine Freundin zu seyn. Willst Du, daß ich Dir vergeben, daß ich noch fernerhin Deine Mutter seyn soll, so entschließe

Dich auf der Stelle, der jungen Gräfin von Nietberg Deine Hand zu geben, wenn sie Dich anders will. Aber bald, bald entschließe Dich!

Sie sprang auf, und ehe ich noch ein Wort zu antworten vermochte, war sie aus dem Zimmer verschwunden und hatte sich in dem ihrigen verschlossen.

Und nun, mein theurer Freund, denke Dir meine fürchterliche Lage. Du nur kannst dieß; denn Du nur kennst und verstehst mein Herz. Auf der einen Seite eine Frau, die, bis auf diesen Augenblick, mich immer mit der zartesten Liebe behandelt, ohne der ich vielleicht verlassen unter den Menschen herumirren würde, der ich jedes bisher genossene Glück, jede empfundene Freude, meine Ausbildung, Alles, Alles verdanke; die mich durch unzählbare Wohlthaten an sich fesselte. Auf der andern Seite das theure, theure Mädchen, das mich der Erde reinste Seligkeit kennen

lehrete, dem ich ewige Liebe, ewige Treue schwur, ohne das mein ganzes, noch übriges Leben freudenlos dahin welken muß. Auf der einen Seite Dankbarkeit gegen eine Wohlthäterin; auf der andern Treue gegen die Geliebte. Was, Rudolph, was soll ich wählen? Zwar ruft mir mein Innerstes zu: Was die Pflicht gebietet! Aber gebietet sie nicht Beides? Und welches ist denn wohl die höhere Pflicht? Sind Dankbarkeit und Treue nicht gleich heilig?

Sprich nicht, mein Rudolph: Die Wohlthäterin hat durch ihr jetziges Betragen ihre Wohlthaten ungethan gemacht. Zwar ist es wahr, sie handelte und sprach jetzt nicht, wie sie gesollt hätte; aber kommt dieß mir zu statten? War ich es nicht, der zuerst an ihr zum Verbrecher wurde?

Noch einmal, Bester, meine Lage ist schauerhaft! Ich sehe keine Rettung, keinen Ausweg aus dem Labyrinth, in dem ich herumirre, in dem Pflicht gegen Pflicht

Kämpfet. Was wird aus Deinem armen
Freunde werden?

Sechster Brief.

Ferdinand an seine Tante.

An demselben Tage.

Unter einem Dache mit der Frau, die
mich immer mit der innigsten Liebe umsing,
die ich stets auf das zärtlichste liebte, und
noch als meine größte Wohlthäterin ehre
und liebe, und ewig ehren und lieben wer-
de, bin ich dennoch gezwungen, mich schrift-
lich an sie zu wenden, weil sie meinen An-
blick flieht. Fühlen Sie, welcher fürchter-
liche Sinn in diesen Worten liegt?

Sie verstoßen mich von Ihrem An-
blicke? Sie schleudern mich von Ihrem
Herzen? Sie, die mir mehr war, als
Mutter? Schrecklich!

Als ich verlassen da lag, als Niemand
sich des winselnden Knaben erbarmte, da

Kamen Sie, nahmen mich in Ihre Arme, pflegten mich an Ihrem Herzen, stillten meine Thränen, und bereiteten mir eine frohe Zukunft. Grausame Frau! warum ließen Sie das Kind, das die Reize des Lebens noch nicht kannte, nicht lieber sterben, als daß Sie jetzt mein Herz brechen wollen?

Sie, nur Sie waren es, die meinem Herzen die festeste Liebe zur Tugend einprägte; Sie, nur Sie lehrten sie mich einst durch Worte und Handlungen. Und eben Sie könnten jetzt fordern, daß ich der Tugend entsagen sollte? Eben Sie könnten jetzt verlangen, daß ich eine heilige Pflicht vorsätzlich verletzen sollte?

Oder wäre Worthalten keine Pflicht? Gewiß, Treue gegen die Geliebte ist eine nicht minder heilige Pflicht, als Dankbarkeit gegen die Wohlthäterin! Und dennoch stellen Sie mich zwischen diese beiden Pflichten; dennoch fordern Sie, ich soll die Ge-

liebte verlassen! So, Mutter, so brechen Sie mein Herz.

Fordern Sie, daß ich unglücklich werden soll! und ohne Murren will ich mich jedem Leiden unterwerfen. Aber, bei dem Geiste Ihrer Schwester beschwöre ich Sie! fordern Sie nie, daß ich pflichtwidrig handle. Unglücklich zu seyn, würde ich ertragen lernen; aber nie, nie lasterhaft zu seyn.

Zwar ist Gustave meinem Herzen unaussprechlich theuer; zwar weiß ich so gewiß, als ich weiß, daß ich bin, daß es ohne ihrem Besitze für mich kein Glück giebt. Aber nicht dieß, nicht dieß ist es, was mich fest auf dem Vorsatze beharren läßt, sie, oder nie ein Weib. Ich sagte es schon einmal, und Sie kennen mich, daß ich Wahrheit sage: Ich kann unglücklich seyn; allein meine Pflicht verletzen kann ich nie. Und eben das, das ist es!

O, Mutter, stellen Sie sich nicht zwischen Pflicht und Pflicht; untergraben Sie meine Tugend nicht; machen Sie mich nicht mir selbst verächtlich; machen Sie mich nicht rettungslos elend!

Ich fehlte, theuerste Mutter, daß ich nicht offenherzig gegen Sie war. Aber ist dies Verbrechen so groß, daß es Zerstörung meiner ganzen Glückseligkeit verdienen sollte? Verzeihen Sie, und reißen Sie mich aus meiner schrecklichen Lage!

Prüfen Sie das Mädchen, dem ich Treue schwur; und finden Sie, daß sie den Tochternamen von Ihnen nicht verdient, dann, ja, dann will ich ihrer willig entsagen; dann hätte sie meine Liebe erschlichen gehabt. Aber nie, nie werden Sie dieß.

Was Sie über den Stand des Mädchens sagten, berühre ich hier nicht. Nur Leidenschaftlichkeit ließ Sie so sprechen. Ich weiß es, wie sehr Sie über die Vor-

urtheile unsers Vöbeis erhaben sind. Sie wissen es zu gut, daß Tugend nur adelt.

Noch einmal bitte und beschwöre ich Sie: Machen Sie mich nicht rettungslos elend!

Siebenter Brief.

Die Tante an Ferdinand.

An demselben Tage.

Ja, ich will Dir das Mittel zeigen, aus Deiner unangenehmen Lage zu kommen. Es ist leicht und sehr anwendbar, und ich wundre mich, daß es Dir nicht selbst einfiel. Und, genau genommen, bedarf es hier keines besondern Mittels.

Du stehst, sagst Du, zwischen zweien Pflichten. Sage mir, was nennest Du Pflicht? Doch wohl das, was durchaus gethan, durchaus nie unterlassen werden kann, wenn unsere Moralität nicht verlor.

gen gehen soll? Nur — und dann sehe ich nicht ein, wie bei Dir zwei Pflichten collidiren. Ueberhaupt collidiren Pflichten selten oder gar nicht mit Pflichten. Nur Eines kann man auf einmal thun, und das, was dann nicht gethan werden konnte, war gar nicht unsere Pflicht.

Du selbst sagst, Du seyest mir Dankbarkeit schuldig; ich sage es nicht, werde es wenigstens jetzt in der Stunde des kühnern Nachdenkens nicht sagen. Wer den, dem man Gutes that, selbst an das Gute erinnert, der hat gar nichts Gutes gethan, der hat seinen Lohn dahin. Du selbst also sagst es, und Dein eigenes Gefühl wird es Dich lehren, ob Du Wahrheit sagst. Auch ich will es so als Wahrheit annehmen. Nur laß uns das Wort Dankbarkeit in Liebe verändern.

Ich also kann Liebe von Dir fordern. Was dieser Ausdruck in sich schließt, weißt Du. Diese Liebe — sie ist vielleicht das

Menschen höchste Pflicht, und neben ihr verschwindet Alles, was wir sonst Pflicht nennen.

Und welches wäre nun die andere Pflicht, die Du auszuüben schuldig zu seyn glaubst? Treue gegen die Geliebte, sagst Du — Ferdinand, Du vergißt Dich!

Schon damals, als Du dem Mädchen Treue gelobtest, verletztest Du Deine höchste Pflicht, die Liebe gegen Deine mütterliche Freundin. Und durch Verletzung einer Pflicht kann keine andere Pflicht erzeugt werden. Hier heißt es durchaus: Mache erst das wieder gut, was Du verdarbst!

Doch, ich will Dir sogar zugeben, daß Deine Verbindung mit dem Mädchen nicht einmal Verletzung dessen, was Du mir schuldig zu seyn glaubst, gewesen ist. Pflicht wird es dennoch für Dich nicht, diese Verbindung fortzusetzen.

Was unser Glück durchaus untergräbt, untergräbt auch allemal unsere Moralität,

und ist demnach nichts weniger, als Forderung der Tugend. Und deine Verhältnisse gegen das Mädchen thun dieß. Wie durfst Du also in sie treten? Und da Du nun einmal in sie getreten bist, so bleibt Dir nichts übrig, als sie wieder zu trennen.

Dieß der Ausweg, den ich Dir zu zeigen habe. Denke darüber nach, Ferdinand, und Du wirst finden, daß ich völlig Recht habe. Und dann verzeihe ich Dir aus vollem Herzen die mir angethane Beleidigung.

Achter Brief.

Ferdinand an seine Tante.

Ohnmöglich, theuerste Frau, enthält Ihr Brief völligen Ernst. Ihr Herz wenigstens konnte an diesen Sophistereien keinen Theil nehmen; ich kenne dieses Herz.

Einen Fehler begehen (und ich gebe zu, daß ich diesen an Ihnen begieng) und diesen durch einen eben so großen gut machen, sollte recht, sollte moralisch gut seyn? Mut-

ter, so sprach Ihr Herz nicht. Wahrlich, Sie wollten mich nur auf die Probe stellen. Aber, verzeihen Sie, diese Probe ist sehr hart. —

Sie sagen: Was unser Glück durchaus untergräbt, untergräbt auch allemal unsere Moralität. Ich weiß, daß Sie von beiden Worten: Glück und Moralität, den rechten Begriff haben, und so gebe ich Ihnen diese Behauptung zu, der ich bei jedem Andern ernstlich widersprechen würde. Aber das verstehe ich nicht, wie sie auf meine Verbindung mit Gustaven anwendbar seyn kann.

Diese Verbindung sollte mein Glück zerstören, und somit meine Moralität verderben? Mutter, verzeihen Sie, gerade das Gegentheil erwarte ich von ihr, und muß ich erwarten.

Gustave ist das edelste Mädchen, das ich unter so vielen tausend Mädchen, die ich kennen lernte, fand. Ihr Herz glüht
von

von dem reinsten Wohlwollen gegen alle Menschen; ihr Herz ist der Sitz der himmlischsten Sanftmuth, der höchsten Bescheidenheit, des stillsten Dahingehens in jedem frommen Wunsch, der ungetrübtesten Heiterkeit, der schönsten Unschuld. Ihr Verstand ist fein, gebildet, umfassend, ohne daß er sich durch Witzeleien, oder Prätensionen entweicht. Ihre Form — ich muß auch dieß anführen, so wenig es jetzt auf meine Entschließungen Einfluß hat — ist himmlisch, und muß dem Auge jedes Fühlenden wohlthun. Und der Besitz dieses Mädchens sollte mein Glück untergraben? Mutter, ich verstehe Sie nicht; kann Sie nicht verstehen.

Zwar giebt es Menschen, die nur in gewissen bestimmten Casten wahre Vollkommenheit suchen; aber die Begriffe dieser Menschen von Vollkommenheit und die Ihrigen treffen gewiß nicht zusammen.

Die Zeiten sind endlich vorbei, wo der vernünftige Mann nur in dem Weibe Glück

zu finden wußte, das eine bedeutungslose Sylbe vor seinen Namen zu setzen hatte. Die Zeiten sind vorbei, wo eine schauderhafte Barriere Menschen von Menschen, Herzen von Herzen trennte. Nur der Pöbel unter uns hängt diesem Wahne noch an; nur aus seinem Munde noch kann man das unnatürliche Wort Mesallance hören. Mesallance! Gott im Himmel, Menschen mit Menschen sollten sich mesalliren können?

Mutter, theuerste Mutter, Sie denken anders, als Ihr Mund sprach. Ihr Herz weiß nichts davon. Und doch können Sie mich in dieser qualvollen Lage lassen? Reißen Sie mich heraus; aber bald, bald! Ich erdulde diese Pein nicht länger.

Neunter Brief.

Die Tante an Ferdinand.

Nenne es Vorurtheil des Pöbels, nenne es Unvernunft, nenne es Unmenschlichkeit,

oder wie Du willst (ich kenne diese Sprache unserer sogenannten Philosophen): mich wirst Du vom Gegentheile nicht überzeugen, daß sich der Mann entehrt, der außer seinem Stande heirathet.

Der Staat gab unserm Stande einmal Vorzüge vor den gemeinen Bürgern; sind wir nun nicht verbunden, uns und unsern Kindern diese Vorzüge zu erhalten? Dürfen wir etwas Gutes muthwillig von uns schleudern? Liegt in dem Ganzen etwas Fehlerhaftes, so ist dieß ja nicht unsere Schuld, sondern es ist Schuld dessen, der es uns verlieh. Dem süßen Genuße, der uns daraus zufließt, dürfen wir nie muthwillig entsagen.

Aber gesetzt auch, wir dürften dieß für uns selbst; gesetzt, wir wären fähig, Spott, Verachtung und Zurücksetzung zu ertragen; wer gab uns die Freiheit, denen, die ihr Leben von uns erwarten, ihre Rechte zu

veräußern, noch ehe wir ihnen das Leben gaben?

Du selbst weißt es, daß es noch viele Länder giebt, in welchen große Rücksicht nicht sowohl darauf, was wir sind, als vielmehr, was unsere Vorfahren waren, genommen wird. Du selbst weißt es, daß man dort nicht an der Tafel des Fürsten sitzen, und keines der höchsten Staatsämter bekleiden kann, wenn unser Stammbaum befleckt ist. Ob dieß Recht ist, dürfen wir hier nicht untersuchen; es ist einmal so.

Und so denn meinen festen Entschluß:
Ich werde und kann nie, nie meine Einwilligung zu Deiner Verbindung mit einer Bürgerin geben!

Zehnter Brief.

Ferdinand an seine Tante.

Wahrlich! Ihr Brief ist und soll weiter nichts, als eine Satyre auf die eingerissenen Unnatürlichkeiten und Vorurtheile unseres Standes seyn, Sie mögen dieß auch noch so sorgfältig zu verbergen suchen. Denn hätten Sie wirklich das geschrieben, was Ihre wahre Meinung war, dann — dann — Doch ich schweige.

Ich will jetzt einmal annehmen, daß Ihre Aeußerungen ernstlich gemeint wären. Was ich darauf zu sagen habe, werden Sie gewiß ohne Unwillen lesen. —

Der Mann, der außer seinem Stande heirathet, entehrt sich, sagen Sie; allein Sie vergessen, hinzu zu setzen: in wessen Augen. Etwa in den Augen des Aufgeklärten, des Guten, des Menschenfreundes? Gewiß nicht! Und nur er kann unsern Werth bestimmen, nur er kann uns ehren. Also in den Augen des Verblendeten, oder des

Unmoralischen? Ja, nur in seinen! Aber können, dürfen wir von diesem unsern wahren Werth abhängig machen? Wahrlich, nein! Sein Lob, sein Beifall schändet; sein Tadel ehrt.

Uebrigens, beste Tante, vergaßen Sie bei jener Behauptung: „daß der Mann, der außer seinen Stand heirathet,“ Etwas, was unserm Stande nicht angenehm klingen würde, und was doch ganz natürlich daraus fließt; nämlich: daß auch der Bürgerliche sich durch eine Verheirathung mit einer Adeltichen entehrt. Nicht wahr, unsere Standesgenossen würden Feuer und Flammen speien, wenn ein Bürger dieß behauptete? Und doch soll es der Bürger von uns gelassen anhören? Und, genau genommen, hätte er in dieser Behauptung immer mehr vor sich, als wir; hätte dieß wenigstens mehr in Rücksicht auf eheliches Glück. Von tausend Ehen zwischen einem Adeltichen und einer Bürgerlichen gerathen im

Durchschnitte doch wenigstens hundert und fallen glücklich aus. Allein von zehntausend Ehen zwischen einem Bürgerlichen und einer Adelichen sind kaum zehen glücklich. Warum? Ich will es gerade heraus sagen: Weil ihr Geschlecht Vorurtheilen weit schwerer entsagen kann, als das unsrige.

Aus allen diesem fließt, daß sich im Allgemeinen der Adelige durchaus nicht entehrt, wenn er eine Bürgerliche heirathet. In besondern Fällen gestehe ich dieß zu, wenn nämlich das Mädchen, dem er seine Hand giebt, moralisch schlecht ist, oder wenn ihn Eigennuß und andere entehrende Leidenschaften leiteten. Aber in diesen Fällen entehrt sich ja auch der Bürgerliche durch Verbindung mit einer Adelichen. Was will also das Wort *Mesalliance* sagen? Der Gute kann sich mit der Guten nie mesalliren, gesetzt auch, er wäre ein Fürst und sie eine Bäuerinn. Sie sind Beide gut, und Beide aus einem Stamme, aus dem

Stämme der Menschen. Siebt es einen größern Namen, als diesen? Ich kenne keinen!

Entehrung ist hier also durchaus nicht denkbar. Eben so ist es auch mit dem Unglücke, das Sie erwähnen. Gut und gut wird allemal glücklich. Doch ich will hier lieber meine Zuflucht zu dem nehmen, was am meisten beweiset, zu Beispielen!

Sie selbst kennen mehrere Adelige, die sich mit Bürgerlichen verheirathet haben, und wissen, daß ihre Ehe ein Himmel auf Erden ist. Denken Sie an die Herren von N., v. St., v. W. und an viele Andere. Doch noch ein größeres Beispiel!

Unter allen Fürsten, die jemals regierten, gab es vielleicht Keinen, der so viele reine häusliche Freuden genoß, als der ehemalige Fürst Dietrich von Dessau. Sie selbst erzählten mir oft Züge aus seinem häuslichen Glücke. Und wissen Sie, wer seine Gemahlin war, diese von allen ge-

liebte und verehrte Fürstin, diese zärtliche Gattin, die ihrem Gemahle ein Eden auf Erden bereitete, diese vortrefliche Mutter, die Söhne bildete, welche sich die Hochachtung aller ihrer Zeitgenossen erwarben? Sie war die Tochter eines Apothekers in Dessau.

Sie kennen den Bruder des jetzt regierenden Fürsten von Dessau, den Prinzen George; Sie wissen, wie beneidenswerth glücklich er mit seiner Gemahlin lebt, wie diese seine Gemahlin von allen Dessauern, und selbst von dem regierenden Fürsten verehrt wird. Und wissen Sie, wer sie ist? Sie ist die Tochter eines Kaufmanns in Stettin.

Ich mag Sie nicht an Catharina, die Gemahlin des Russischen Czaars Peter, und an andere ähnliche Beispiele erinnern. Was ich sagte, beweiset genug und vollkommen für mich.

Noch einmal also: auch mein Glück kann ich durch eine Verbindung mit einem edlen bürgerlichen Mädchen eben so wenig in Gefahr setzen, als meine Ehre. Wo wagte ich also dabei Spott, Verachtung und Zurücksetzung?

Freilich scheint es esprit du corps zu seyn, diejenigen adelichen Damen, die nicht adelich geboren sind, zurück zu setzen, und, wo nicht verächtlich, doch kalt zu behandeln. Ich selbst sah hiervon viele und auffallende Beispiele. Aber wor waren die, welche sich auf diese Art äußerten? Es waren allemal Leute, die entweder gar keinen eigenen Werth hatten, oder bei denen eine fehlerhafte Erziehung das Gefühl für Wahrheit erstickt hatte. Und solche Leute sollten mich und mein Weib verspotten, verachten und zurück setzen können? Wahrlich, wenn solche Menschen unsern Werth bestimmten, dann wäre die Erde ein Jammerthal!

Aber, sagen Sie, bürgerliche Gesetze gaben uns einmal Auszeichnungen, und es

ist unsere Pflicht, diese nicht von uns zu schleudern. Wohl, beste Tante, ich gebe Ihnen zu, daß man auch äußere Vorzüge mit Dank erkennen und sie benutzen müsse. Aber wer raubt sie mir, auch wenn meine Gattin keinen Stammbaum aufzuweisen hat? Wehe dem, der es wagte!

Uebrigens — verzeihen Sie, daß ich Ihnen Etwas sage, was Ihnen vermuthlich noch Niemand sagte, was aber reine Wahrheit ist — übrigens hat eigentlich das Frauentzimmer, nach unsern jetzigen Einrichtungen, gar keinen Rang. Alle Ehrenbezeigungen, die Mädchen oder Weibern wiederfahren, beweiset man ihnen bloß in Rücksicht auf ihren Vater oder Gatten. Bei uns verliert ja das Weib sogar ihren Namen, sobald sie einen Gatten bekömmt. Nun aber — wehe dem, der mein Weib nicht als mein Weib ansehen und respektiren wollte! Wäre sie die Tochter des niedrigsten Bauers, so wäre sie doch mein

Weib, und müßte als solches von Jedem anerkannt und geehrt werden.

Willst Du, fahren Sie fort, nicht auf Dich Rücksicht nehmen, so mußt Du es doch wenigstens auf Deine Kinder thun. Gute Tante, wie konnten Sie dieß sagen? Kann ich für meine Kinder mehr thun, als daß ich ihnen eine gute Mutter gebe? O, in dem Worte gut liegt unendlich viel mehr, als in dem Worte ad elich. Auch meine Kinder werden gut werden; und dann — wie leicht werden sie über jene kleinlichen Pöffen wegsehen, die Sie als etwas Ausgezeichnetes anführen. Werden sie an keiner fürstlichen Tafel speisen; so werden sie dafür Hungerige speisen. Werden sie von Stiftspräbenden, von Ordenskreuzen, von Hofdamen, und Ministerstellen ausgeschlossen seyn; so werden sie dafür in einem kleinern Wirkungskreise, den sie übersehen können, Gutes thun, und, statt Excellenz, Väter der Verlassenen genannt werden.

Ihre Tante, kann ich besser, schöner für meine Nachkommen sorgen? Ihnen wird es auch dann nicht fehlen, wenn der Deutsche den freien Franken nachahmt, und nichts sagende Diplome in Asche verwandelt, dann, wenn der, welcher nichts weiter, als adelich war, vielleicht verlassen da steht, oder gar zertreten wird. Denken Sie an das Schicksal so vieler tausend französischer Edelleute! —

Ihre Tante, Sie selbst lehrten mich einst, daß der wahre Adel nur in dem Adel der Seele bestehe! Wie sehr empörte Sie oft das Benehmen Vieler unseres Standes gegen Bürgerliche, die von ihnen abhängig waren, oder sonst mit ihnen in Verbindung standen! Wie sehr kränkte es Ihr Herz, wenn Sie sahen, daß man den Bürgerlichen, dem man, wenn man mit ihm allein war, oft seiner Achtung und Zuneigung ver sichert hatte, dennoch dann geringschätzig und verächtlich behandelte, wenn man mit

ihm unter mehrern Adelichen zusammen traf! Noch jezt erinnere ich mich deutlich, wie sehr Sie einst das Betragen des Fräuleins von Kernstein erbittert hatte, das ihres Vaters Sekretair, dem sie sonst manche frohe Stunde verdankte, in einer Gesellschaft, wo er der einzige Bürgerliche war, nicht einmal eines Blickes, geschweige denn eines Wortes würdigte, ja, ihm nur mit wegwerfender Miene auf eine an sie gethane Frage antwortete, so daß der arme Mann, einer Bildsäule ähnlich, mehrere Stunden lang wortlos da sitzen mußte, und mit jedem Bissen neue Galle hinterstlang, bis endlich seine menschlichere Nachbarin sich seiner erbarmte, und ihn durch ein Paar Worte aus seiner unfreiwilligen Stummheit erweckte! Wie lebhaft waren Sie damals nicht von diesem kleinen Ereignisse gerührt! Mit welcher Wärme riefen Sie mir damals zu: Das Fräulein von Berring, das Niemand schön nennt, schien mir heute unendlich schöner, als die reizende Kernstein.

Menschenfreundlichkeit macht jedes Gesicht reizend; Stolz scheucht jede Grazie!

Und Sie sollten das, was Sie mir geschrieben, ernstlich gemeint haben? Bei Gott, das ist unmöglich! Aber nun — endigen Sie meine Quaal!

Fünfter Brief.

Die Tante an Ferdinand.

Alle die schönen Floskeln, die ich in Deinem Briefe fand, las ich schon in tausend unserer neumodischen Bücher. Aber auf Alles, und ein für allemal kann und werde ich nichts anderes antworten, als: Die Bürgerin wird, mit meinem Willen, nie Dein Weib!

Willst Du durchaus meinen Willen nicht erfüllen, so bist Du in der Zukunft Dir und Deinem Schicksale allein überlassen. Uebrigens sehen wir uns nicht eher

wieder, als bis Du zur Vernunft zurück
gekehrt seyn wirst.

Zwölfter Brief.

Ferdinand an Gustaven.

Sie werden sich wundern, theueres Mäd-
chen, daß Sie jetzt einen Brief von mir
erhalten. Allein Ihre Verwunderung wird
gewiß schwinden und einem andern Gefühle
in Ihrem sanften Herzen Platz machen,
wenn Sie ihn werden gelesen haben. Nur
so viel immer im Voraus; jetzt erst fühle
ich es, daß ich Ihrer nicht ganz unwür-
dig bin. —

Ja, Gustave, die Zeit ist da, wo
unser Herz der Probe unterworfen wird,
von der wir vor wenigen Tagen mit einan-
der sprachen. Für das meinige sagen Sie,
ich für das Ihrige gut. Warum sollten
wir also beben?

Mei:

Meine Tante glaubte Ursache zu haben, unsern Bund nicht segnen zu können. Sie, die sonst so Edle, forderte mich auf, ein Wort zu brechen, das, auch wenn darauf nicht mein ganzes irdisches Glück beruhte, mir ewig heilig seyn muß und seyn wird. Ich sagte ihr dieß, und sie verstieß mich aus ihrem Herzen. Gustave, es ist ein schrecklicher Gedanke; zu wissen, die, der man Alles verdankt, verstoßt uns, weil man nicht unedel handeln will. Doch halt! Eben hierin liegt der schönste Trost.

Meine Tante verstieß mich aus ihrem Herzen. Wehe mir, wenn ich jetzt noch eine ihrer Wohlthaten annehmen könnte! Und so bin ich denn wieder, was ich einst war: ein armer Verlassener. Doch nein, das bin ich nicht. Ich habe Kräfte des Körpers und der Seele, und werde so nie versinken. Aber auch nicht einen Augenblick darf ich jetzt mehr in dem Hause bleiben, das — das — Wenn Sie dieß lesen,

bin ich von ihm und von Ihnen schon mehrere Meilen entfernt.

Trauern Sie nicht, theures Mädchen, daß Ihr Freund wieder in die weite Welt geschleudert wird. Er ist reich bei aller Armuth; denn ihm bleibt ein edles Bewußtseyn und Ihre Liebe. Sagen Sie nicht, ich opferte Ihnen viel auf. Nicht Ihnen, nur der Pflicht opferte ich es; Ihnen kann ich nichts aufopfern, als mein Leben. Weizen Sie dem entfernten Freunde nicht nach. Einst, dieß sagt mir eine süße Ahndung, einst bringt uns die Vorsehung wieder zu einander, und dann — dann — O, daß dieser Gedanke Sie so beruhigte und erhöhe, wie er mich beruhigt und erhebt!

Glauben Sie mir, treue Freundin, ich habe den Schritt, den ich that und den ich thun mußte, nicht planlos gethan. Ich fühle es, daß ich einige Kenntnisse besitze. Mit diesen Kenntnissen werde ich gewiß in irgend einem Winkel der Erde mein Brodt

finden. Sey es, wie es sey, ich bin genügsam; sey es, wo es sey, mit Ihnen blühe mir überall ein Eden. Ach, daß ich Sie bald hinzu rufen könnte!

Wahrscheinlich werden Sie jetzt einige Zeit lang gar nichts von mir hören. Wie es aber auch sey, sorgen Sie nie! Sie werden mich überall als mein Schutzgeist umschweben, und ich werde so nie unglücklich seyn.

Gustave, bleiben Sie fest! Und keine Hienieden für uns Beide nicht das Blümchen: Glückseligkeit, so wollen wir nicht vergessen, was Sie einst im Garten zu Wörlitz zu mir sagten; Ferdinand — über den Sternen!

Dreizehnter Brief.

Ferdinand an seine Tante.

Zwar vertrießen Sie mich aus Ihrem Herzen; aber nie wird Ihr ehrwürdiges Bild aus dem meinigen entweichen, mir selbst noch da ehrwürdig, wo es durch Flecken entstellt wurde. Nie, nie kann und werde ich es vergessen, daß ich ohne Sie nie ein Glück des Lebens genossen hätte. Nehmen Sie noch einmal dafür meinen ungeheuchelten Dank an!

Es gab eine Zeit, wo sich unsere Herzen ganz verstanden, und jene Zeit — sie wird mir ewig unvergeßlich, ewig heilig seyn! Sie ist dahin, und mein Herz blutet. Aber dennoch verblutet es nicht; denn ich fühle bestimmt, daß ich nicht anders handeln konnte, als ich handelte. Ich bin kein Undankbarer. Forderten Sie mein Leben, ich hätte es willig hingegeben; nur das, was Sie forderten, konnte, durfte

ich nicht gewähren. Meine größte Wohlthäterin ist mir unaussprechlich theuer; aber theurer noch ist mir die Pflicht. Jene wollte ich nicht beleidigen; diese durfte ich nicht verletzen, wenn ich nicht vor mir selbst erröthen wollte. Und so noch einmal: Ich bin kein Undankbarer.

Sie haben mir unbeschreiblich viel Gutes erwiesen; ich erkenne und verehere es mit gerührtem Herzen, und werde es verehren, so lange ich athme. Ohne Sie und Ihre liebevolle Fürsorge hätte ich alle die Freuden nicht empfunden, die mir bisher zu Theil worden sind; ich erkenne und verehere dieß. Aber, theuere Frau, werther und beglückender für mich, als alles dieses, war mir Ihre Liebe. Und gerade dies größte Geschenk entzogen Sie mir, dies Geschenk, ohne welchem mir jedes andere unerträglich werden muß. 6

Sagen Sie ja nicht, es sey bloß auf mich selbst angekommen, mir diese Liebe zu

erhalten. Nein, meine Tante, es kam nicht auf mich selbst an. Ich bin nur dann frei, wenn ich thue, was ich thun soll. Und das, was mir allein Ihre Liebe erhalten konnte, durfte ich nicht thun.

Von dem Augenblicke an, in dem Sie mir, unter jener unerfüllbaren Bedingung, den Verlust Ihrer Liebe ankündigten, durfte ich von Ihnen keine Wohlthat mehr annehmen. Nur der Verworfene nimmt aus Händen, die nicht segnen. Ich sehe mich daher genöthigt, in der Zukunft das durch Anwendung meiner Kräfte mir zu erwerben, was ich bisher blos Ihrer Güte verdankte. Und so ergreife ich den Wanderstab. Wenn Sie dieß lesen, bin ich schon weit von Ihnen entfernt.

Auch in der weitesten Entfernung, auch selbst dann, wenn Sorgen meine Stirn umnebeln sollten, werde ich Ihrer mit Liebe und Hochachtung gedenken. Denn auch jedes

Glück, das ich mir zu erringen vermag,
verdanke ich Ihnen.

So leben Sie denn wohl! wohl! Mit
blutendem Herzen scheide ich von Ihnen.
Fluchen Sie mir nicht. Ich bin jetzt nur
unglücklich; strafbar werde ich nie seyn.
Und nur erst dann, wenn Sie mir Ihren
Segen wieder entgegen rufen, werde ich
der Freude mein Herz wieder öffnen können.
Leben Sie wohl!

Da hier die Reihe von Briefen, welche
der Herausgeber der Historie des guten Fer-
dinands vorfand, unterbrochen ist, so erzählt
er nun selbst weiter. Vielleicht wird er
dem Leser damit sogar einen Gefallen thun,
indem er Manches von dem braven Jüng-
linge sagen kann, was dieser von sich selbst
gewiß nicht gesagt haben würde. Daher
hier im Voraus sogleich ein moralisch: phy-
sischer Schattenriß, der aber freilich, wie

alle aus dem Gedächtnisse gemachten Schattenrisse, sehr unvollkommen ist.

Ferdinand war einer von denen Menschen, welche die Natur mit der weichsten, eindrucksfähigsten Seele begabt, und deren Seele, durch eine sehr gute Erziehung, fast ausschließlich für gute Eindrücke geschikt gemacht sind. Ich lernte ihn auf der Akademie in L. kennen; und ich rede ganz meinem Gefühle gemäß, wenn ich sage; Unter allen den Jünglingen, die ich dort kennen lernte, war Mildenthal vorzüglich gut und edel.

Die Natur hatte ihm das gegeben, was der ganz ausgezeichnete Mensch immer haben muß: einen nie rastenden, sondern stets thätigen, unbeschreiblich feurigen Geist. Seine Seele war in einer ewig ununterbrochenen Beschäftigung; aber immer war diese nur auf das Gute, Schöne und Vollkommene gerichtet; immer war nur stets höher steigende Beredlung ihr Zweck.

Nie sah und kannte ich einen Menschen, dessen Herz für Wahrheit und Menschenglück lauter geschlagen hätte, als das seinige. Diesen beiden Tugenden hing er mit der glühendsten Liebe an; ihnen Alles, selbst sein Leben aufzuopfern, war er stets bereit.

Ununterbrochen forschte er nach reinerer Wahrheit, und sein Streben wurde ihm herrlich belohnt. Ich glaube nicht, daß es viele junge Männer seines Standes und Alters geben kann, die ihm in Kenntnissen gleich geschätzt werden könnten; vorgezogen gewiß keiner.

Sein Wahlspruch war: Der Pflicht getreu! Immer heiter, immer zufrieden, war er nur dann aus sich selbst gerissen, wenn er zwischen Pflicht und Pflicht gestellt wurde. Aber auch hier leitete ihn sein guter Geist stets zum Besten.

Der dankbarste, zärtlichste Sohn, der treueste, Alles dahingebende Freund, der

vortreflichste Gesellschafter, welcher immer das Nützliche mit dem Süßen zu verbinden wußte, wurde er von Allen, die ihn kannten und verstanden, geliebt und geehrt. Er war der Stolz der ganzen Akademie, und sein Freund zu seyn, war der Wunsch jedes braven Jünglings.

Für gewisse Personen, die die Blume nicht wegen ihres labenden Geruchs, sondern wegen ihrer Farbe lieben, schließe ich meinen Schattenriß so: Ferdinand war zugleich das höchste Ideal männlicher Schönheit. Wer einst den Apoll im Vatikan sah, der hat Ferdinanden gesehen. Und nun zur Sache.

Ferdinand verließ das Haus seiner Tante, weil es ihm unerträglich war, von einer Person noch fernerhin Gutes anzunehmen, die ihm solche fürchterliche Blößen gegeben hatte. Er fühlte es zu bestimmt, daß er Gustaven treu bleiben, oder sein Daseyn

endigen müsse; fühlte dieß um desto stärker, da er, wie beinahe alle ausgezeichnet gute Menschen, sich ein wenig zur Schwärmerei hinneigte, die bei ihm aber allemal nur auf etwas Gutes und Schönes hienzielte. Und eben hierin lag auch der Grund, warum er Gustaven nicht eher etwas von seinem Plane sagte, als bis dieser Plan schon ausgeführt war. Seine Handlungsweise gründete sich vorzüglich auf genaue Kenntniß von des Mädchens Charakter. Sie war eben das dem Innern nach, was sie dem Aeußern nach war: eine der seltensten Seltenheiten. Nur erwärmt für wahre Tugend, bog ihr Herz nie aus dem Pfade nach reiner Vollkommenheit. Glücklich allein in dem Gedanken, Andere glücklich machen zu können, schien sie nur für das Wohl Anderer zu leben, und opferte dafür selbst das willig auf, was ihr das Süßeste war. Ohne für Empfindeleien eingenommen zu seyn, athmete jeder ihrer Blicke, jedes ihrer Worte, jeder ihrer Gedanken die tieffste,

hellste Empfindung. Mit einem Worte: sie glich Ferdinanden ganz; glich ihm selbst in der Anlage zu edler Schwärmerei. Eben so fest in Entschlüssen, wie er, wenn es die Wahrheit und Tugend galt, wankte sie nie, und trug Unannehmlichkeiten, die damit verknüpft waren, mit edlem Stolge und reiner Selbstzufriedenheit.

So war das Mädchen, das Ferdinand liebte; und so ist es erklärbar, wie er auf eine so rasche Weise handeln konnte. Er wollte sich und der Guten die Trennung durch mündlichen Abschied nicht noch bitterer machen; er durfte auf ihre Festigkeit und Treue rechnen; und eben darum ging er so rasch zu Werke.

Sein Plan war, nach Rußland zu gehen, wo damals — es war unter der Regierung Catharinens — der geschickte Ausländer, und vorzüglich der Deutsche, gemeinlich eine sehr gute Aufnahme und ausgezeichnete Ehrenstellen fand. Glücke

es auch ihm hierin: so wollte er dann noch einmal zu dem Herzen seiner Tante sprechen, und dann — er erweiche es, oder erweiche es nicht — in Gustavens Besitze Pflichterfüllung und reines Erdenglück suchen.

Ich will meine Leser nicht mit den Abentheuern, die unserm Freunde auf seiner Reise zustießen, ermüden. Nur so viel: Vlos mit seinem Freunde Rudolph von Grünberg, einem Manne, der ihm in allen Stücken sehr ähnlich war, unterhielt er sich, während derselben, oft schriftlich, und theilte ihm seine Empfindungen mit. Gustave sollte und durfte, seinem Plane nach, nicht eher etwas von ihm hören, als bis er sich seinem Ziele nahe sah. Und so — treffen wir ihn jetzt gleich in Petersburg an.

Ein Paar junge, reiche, vornehme Russen, mit denen er in L. studirt hatte, nahmen ihn mit dem herzlichsten Vergnügen in ihrem Vaterlande auf, und versprachen ihm,

als sie die Absicht seiner Ankunft erfahren hatten, seinen Wünschen auf alle mögliche Weise in die Hände zu arbeiten. Aber dennoch zog sich das, was er hier erwartete, mehr in die Länge, als er vermuthet hatte, und als es seine Kasse zuließ. Zwar boten ihm seine Freunde, auf die großmüthigste Weise, ihre Unterstützung an; aber jener edle Stolz, ohne dem der Mensch nie auf Vollkommenheit Ansprüche machen kann, machte ihm die Annahme dieses Anerbietens äußerst drückend. So fing seine Lage nach und nach an, auch im Aeußern sehr lästig zu werden, und sein Blick in die Zukunft wurde trübe. Ein Mittel nur blieb ihm noch, sich aus seiner Verlegenheit zu retten; aber eben dieses Mittel schien alle seine Pläne mit Gustaven zu zerstören, und so durfte er es nicht annehmen. Es waren ihm nämlich mehrere Male von angesehenen Offizieren Vorschläge gethan worden, Kriegsdienste zu nehmen, mit dem Versprechen: er solle sogleich Oberlieute-

nant werden. Aber abgerechnet, daß Gustave gegen ihn immer die entschiedenste Abneigung gegen das Kriegshandwerk geäußert hatte; abgerechnet, daß die damit verknüpften Unnatürlichkeiten sein eigenes Gefühl empörten: so würde er schon deswegen nicht dem Militaire sich geweiht haben, weil dadurch Gustavens Besitz so weit hinaus geschoben wurde. Und so war er jetzt in einer gewiß sehr ängstlichen Lage.

Allein sie sollte es noch mehr werden. Der arme Ferdinand! Man denke sich seine Gefühle, als er folgenden Brief seines Freundes Grünberg gelesen hatte.

Vierzehnter Brief.

Rudolph von Grünberg an Ferdinand.

Erst jetzt, mein theurer Freund, da ich Deinen Aufenthalt bestimmt weiß, kann ich an Dich schreiben. Aber glaube mir, ich war während der langen Zeit, in der du nichts von mir hörtest, nicht unthätig für unsere Freundschaft. Doch dieser Versicherung bedarf ich bei Dir nicht erst. Auch Du kennst das Herz Deines Freundes.

Der Schritt, den Du gethan hast, schien mir — ich gestehe Dir dieß offenherzig — anfänglich zu rasch, ja wohl gar unbesonnen. Als ich aber über Deine Verhältnisse nachgedacht, als ich mir Deine ganze Gemüthsstimmung in die Seele zurück gerufen hatte, da fand ich, daß Du so handeltest, wie Du handeln mußt. Ja, mein Ferdinand, Du zeigtest auch hier, was ich immer an Dir zu sehen gewohnt war: daß jede Deiner Handlungen von Rechtschaffenheit

heit und Edelmuth geleitet wird. Heil Dir, daß Du selbst dieß am stärksten fühlst. Es wird Dir unendlich wohl thun, und wird Dein Herz vor dem Erliegen bewahren, wenn Du — doch ich will nicht vorgreifen.

Als ich Deinen letzten Brief aus Deiner Tante Hause, in dem Du mir Deinen Plan mittheiltest, erhielt, verließ ich sogleich L. und eilte nach Wildenthal, in der Hoffnung, Etwas für Deine Wünsche thun und Deine freiwillige Verbannung abkürzen zu können. Allein dieser süßeste meiner Wünsche mußte hier unerfüllt bleiben, weil Deine Tante den Tag nach Deinem Verschwinden auch von hier abgereiset war; wohin? konnte ich, bei allen Nachforschungen, nicht erfahren. Aber Deine Gustave fand ich noch in dem Hause des würdigen Geistlichen, dem auch ich, so gut, wie Du, seit jenem Tage meine ganze Hochachtung widme. Und jene Gustave? O, mein Freund, ich sage Dir nichts zum Lobe des edlen Mäd-

hens. Nur so viel: sie war in Rücksicht auf Dich beruhigter, als ich jemals hätte glauben können; und dennoch liebte sie Dich mit der glühendsten Liebe. Ja, Ferdinand, ich lernte in ihr eine Zierde ihres Geschlechts kennen. Und sie — doch vorher Etwas, was Dich vor dem Erliegen bewahren wird. Ich weiß, wie theuer Dir das Glück Deines Freundes ist, wie sehr es Dein Herz immer erhob und erhebt. Ja, mein Bruder, ich bin sehr, sehr glücklich. Wärest auch Du es, ich würde sagen müssen: Ich habe Alles. Fasse Alles in den Paar Worten: Die edle, sanfte, himmlische Jeannette gab mir ihr Herz, und bald giebt sie mir auch ihre Hand. Du kennest die Holde. Dir brauche ich nichts mehr zu sagen. —

Schon nach Deiner Beschreibung versprach ich mir viel, sehr viel von dem Mädchen; aber dennoch fand ich unendlich viel mehr, als ich erwartet hatte. Jeder ihrer

Blicke lächelt himmlische Sanftheit, jedes ihrer Worte haucht zarten Sinn, jede ihrer Handlungen zeugt von dem reinsten, schönsten Herzen. Ja, Ferdinand, Du hattest Recht, als Du sagtest: Das göttliche Madonnenbild aus der katholischen Kirche in M., das mein Herz einst so sehr entzückte, lebe und webe in der Wirklichkeit. Ich habe sein Original gefunden, und — o, ich dreimal Glücklicher! — es lächelt mich an. Doch höre! Die Minute des ersten Kusses und des ersten Geständnisses ist die süßeste des Lebens. Laß mich sie in diesem Augenblicke noch einmal genießen!

Ich wurde von dem braven Pastor er-
sucht, mein Logis bei ihm zu nehmen, und
ich that es mit Vergnügen. Man sagte
mir, Deine Tante habe hinterlassen, daß
sie spätestens in 14 Tagen zurück kehren
würde; und so beschloß ich denn, ihre
Ankunft abzuwarten.

Jeannette hatte, gleich vom ersten Augenblicke an, in welchem ich sie sah, mein Herz entzückt. In jedem Augenblicke wurde ich dieß mehr, in jedem Augenblicke überzeugte ich mich lebhafter, daß ich entweder bei und mit ihr, oder sonst nirgends auf wahres Erdenglück Rechnung machen dürfe. Auch sie schien mir ihre Achtung zu weihen.

Du kennst meine Verhältnisse; Du weißt, daß ich völlig unabhängig und in solchen Umständen bin, wo ich nicht blos zur Nothdurft, sondern auch zur Bequemlichkeit genug habe. Nichts hinderte mich demnach, einen Versuch zu machen: ob sich mit meinem äußern Glücke auch inneres Glück wolle vereinigen lassen. Und ließ mich Jeannettens Besitz dieß nicht zuversichtlich erwarten?

Ich entdeckte ihrem Onkel meine Gesinnungen, machte ihn mit meinen Verhältnissen bekannt, und fragte: ob Jeannettens

Hertz noch völlig frei wäre? Er bejahete dies Letztere, und antwortete mir auf das Erstere: er werde, wenn Jeannette mit meinen Wünschen übereinstimme, unsern Bund mit Entzücken segnen. Doch könne und werde er mit dem Mädchen durchaus kein Wort zu meinem Vortheile sprechen, da dieß seinen Grundsätzen ganz zuwider sey. Und ich selbst verbat mir dieß.

Noch an demselben Tage wandelten wir, Gustave, Jeannette und ich, Hand in Hand durch Deinen lieben Park. Endlich nahm uns jener Pavillon auf, der auch Dir ewig unvergeßlich seyn wird. Hier sah ich den Guten zum letzten Male! seufzte Gustave; ach, vielleicht auf immer! Verzeihen Sie mir, setzte sie hinzu, daß ich Sie Beide auf ein Weilchen verlasse. Um ganz jene süßen Stunden vor meine Seele zurück zu zaubern, muß ich ein Paar Augenblicke einsam genießen.

Sie ging nach der Grotte am Graben zu, und, mit Thränen im Auge, saß Jeannette da. Ach! es muß schrecklich seyn, sagte sie nach einer wehmüthigen Pause, die ich nicht unterbrechen mochte, ach! es muß schrecklich seyn, von einem so theuern Freunde so weit geschieden zu seyn.

Auch ich fühle dieß ganz, sagte ich; denn auch ich liebe den Guten unbeschreiblich. Aber dennoch — sie Beide, Gustave und Ferdinand — muß der Gedanke an Ihre Liebe sehr trösten und aufrecht erhalten. Und wohl recht sagt einer unsrer gelesensten Schriftsteller: „Rettungslos läßt treue Liebe nicht.“ Heil dem, dem diese Himmelstochter ihre Segnungen darbietet! Was hat der für einen Trost, der ungeliebt verschmachtet?

Ungeliebt zu verschmachten, fiel Jeannette ein, war wohl noch nie das Loos des Guten. Es gehe, wie es wolle, einmal doch findet er das Herz, das ihn versteht.

Gutes, gutes Mädchen! rief ich. Wie aber, wenn er nun gerade das Herz nicht findet, das er sucht?

O, der Genügsame, sagte Jeannette, sucht nie mehr, als was er finden kann. Und nur der Genügsame kann glücklich seyn!

Dann, dann, rief ich, werde ich es nie seyn! Denn meine Wünsche fliegen unendlich; ich suche ein Herz, das der Inbegriff aller Vollkommenheiten ist. Ich kenne dies Herz; aber wird es mein seyn?

Ich ergriff Jeannettens Hand, und drückte sie an mein Herz. Ihr schöner Busen hefte wallend empor. Sie schwieg. — Ja! rief ich, ich kenne das Herz, in dem ich den Himmel auf Erden finden würde; aber wird es mein seyn? Theures Mädchen, hier, hier in diesem Busen schlägt es. Endigen Sie meine schreckliche Ungewißheit! Sagen Sie, ob ich hoffen darf, daß es für mich schlagen könne? Jeannette,

Sie kennen mich. So, wie ich in den sechs Tagen war, die ich hier verlebte, bin ich stets. Darf ich so auf Ihren Beifall rechnen?

Jeannette schwieg immer noch erröthend. Ich drückte noch einmal ihre Hand an mein Herz, und bat: Theures Mädchen, entscheiden Sie über mein Schicksal! Und die Gute — bot mir ihre andre Hand dar. Wir eilten zu ihrem Oheim. Er segnete unsern Bund. Doch nichts mehr von jenen seligen Stunden. —

Ich wartete jetzt noch acht Tage lang in Wildenthal auf Deine Tante; aber, statt ihrer, kam die Nachricht an, sie sey in D. und werde wenigstens ein halbes Jahr dort bleiben.

Mein Entschluß war sogleich gefaßt. Ich wollte jetzt, anstatt nach L. zurück zu kehren, auf meine Güter gehen, dort in der schnellsten Eile Alles in Ordnung bringen,

und dann nach D. zu Deiner Tante eilen.
Ich reisete ab, und auch Gustave ging an
dem nämlichen Tage nach Dessau zurück.

Raum hatte ich auf meinen Gütern die
nothwendigsten Anordnungen getroffen, als
ich nach D. flog. Aber auch hier fand ich
Deine Tante nicht mehr. Sie war schon
vierzehn Tage vorher aus D. abgegangen,
um eine Reise nach Paris zu machen. Der
Mann, der mir diese Nachricht gab, setzte
hinzu: sie wäre äußerst unruhig und unzu-
frieden gewesen und habe ihre Reise blos
daraus unternommen, um sich zu zerstreuen.
Vermuthlich begann sie zu fühlen, daß sie
anders hätte handeln sollen. —

Noch war ich nicht 8 Tage zurück auf
meinen Gütern, und eben wollte ich nach
Wildenthal reisen, als ich von dorthier ei-
nen Brief erhielt, der mein Herz lange
keines reinen Genusses fähig lassen wird,
und der das Deinige — armer Freund, fasse

Dich! — brechen, vielleicht auf immer brechen wird. —

Ja, Ferdinand, bereite Dich auf das Schrecklichste vor, das Du hören kannst. Deine Gustave ist nicht mehr! Sie schlummert den langen Schlaf. Ein Blutsturz endigte plötzlich ihr Leben. Ihr letztes Wort war: Ferdinand!

Soll ich Dich trösten? ich kann, ich mag es nicht. Nur weinen will ich in Deinen Schmerz. Du verlorst viel, unendlich viel. Doch Du nur kannst dieß ganz fühlen.

Ferdinand, ich kann Dir weiter nichts sagen. Nur dies Eine: es giebt noch mehrere Menschen, die auf Dein Leben Ansprüche haben. Und dann — auch das vergiß nicht, was Ihr Euch einander einst zuriefst: über den Sternen!

Ich kann und mag meinen Lesern nichts über die schaudervollen Gefühle sagen, die des armen Ferdinands Herz zerrissen, als er die schreckliche Nachricht gelesen hatte. Er mag selber sprechen. Ich besitze ein Paar Aufsätze, die er in jener Zeit schrieb. Man könnte sie einen Beitrag zu Youngs Nachtgedanken oder Ossians Fingel nennen, und hier sind sie:

Warum gab unsern Herzen die Natur jenes tiefe Gefühl? „Um glücklich zu werden! sagst du.“ Kalter Thor, du hast kein Herz! Hättest du eines, du würdest wenigstens gesagt haben: Um entbehren zu lernen! Weißt du, warum überhaupt der Mensch geboren wurde? „Um zu genießen! rufst du.“ Thierisches Geschöpf! Was ist Genuß? Weißtest du es, du würdest nicht so, du würdest wiederum gesagt haben: Um zu entbehren! Für jeden Augenblick des Genusses erwarten dich Jahre des Ent-

behrens. Und jene wenigen Augenblicke
willst du Leben nennen? Kalter Thor!

Als noch die Wärterin mich auf ihren
Armen durch ein Zuckerplätzgen, oder
durch ein Bildchen entzückte, da lebte
ich? da genoß ich? Auch da nicht! Mein
Genuß war Genuß des vernunftlosen Be-
suns, war kein Genuß. Noch bis diesen
Augenblick lebte ich nie, genoß ich nie,
mußte ich nur entbehren.

Doch nein! nein! ich genoß; genoß,
wie noch nie ein Sterblicher genoß. War
nicht Gustave Monden lang mein? Gusta-
ve mein! Monden lang mein! Gott im
Himmel! Und ich hätte nicht genossen?
Ja, des undankbaren Frevlers! Tage,
Wochen, Monden schwanden mir im
Himmelsgenusse dahin. Wenn Gustave
dort und dort an meinem Herzen lag,
und meinen Busen zum Himmel erhob;
wenn sie mir die Vergangenheit groß,
schön und herrlich; größer, schöner und

herrlicher die Gegenwart und die Zukunft zauberte; ha, da war mein ganzes Leben süßer Genuß! Ich sah ihre holde Gestalt, wie sie sich über den Liebling hinbeugte, und ihn mit Edenshauche anwehete; ich hörte ihre süße Stimme, ihr Engelsflüstern, gleich dem Säuseln des Westwindes; ich fühlte den Druck ihrer Hand, fühlte ihren beseligenden Kuß, der jede Nerve höher und höher spannte; — und ich, ich hätte nicht genossen? Ha, ich genoß, wie noch nie ein Sohn der Erde genoß.

Da jauchzte ich laut auf; da nannte ich mich glücklich. O, ich kurzsichtiger Thor! Als wenn der Mensch da wäre, um glücklich zu seyn! Ich war es nur wenige Stunden, um dann auf immer zu fühlen, was Unglück sey, um dann auf immer das allgemeine Loos der Menschheit zu fühlen: entbehren zu müssen.

Nie, nie werde ich wieder an Deinem Herzen ruhen, Gustave! an dem Herzen, das nur für die Tugend und für mich schlug. Es ist gebrochen, auf immer gebrochen; und wie?! wie?! Nie werde ich das holde Bild mehr sehen, das, Abglanz des Himmels in jeder Miene, einst mich mit inniger Traulichkeit umfing. Deine süße Stimme, — sie ist für mich auf ewig verhallt! Gustave! ach, Gustave!

Ich ringe meine Hände wund, und stehe; aber Keiner erhört mich. Ich muß verlassen und einsam durch dies düstere Thal wallen. Einmal nur noch, nur noch einmal flüstere mir es zu, Gustave: — über den Sternen!

Und hier der zweite Aufsatz Ferdinands aus jener Periode, der seine Stimmung am besten charakterisiren und zeigen wird,

daß er den Samen des Guten auch jetzt
noch ganz verdiente, —

Hier sitze ich an den Ufern der schal-
lenden Nawa; ach, daß sie meinen
Schmerz zu überschallen vermöchte! Aber
was, wer vermag dieß?

Sinnlos irre ich umher, und nirgends
finde ich Ruhe. Gustave, mit Dir floh
sie auf immer aus meinem Herzen. Dort,
dort nur kehrt sie mir wieder zurück!

Noch einmal laß mich der seligen
Stunden gedenken, die ich in Deinem
Umgange verlebte. Wie gut warst Du! —
Als ich Dich dort am Lager des Leidens
den erblickte, dem Du Worte des Tro-
stes zulispeltest; als Du in jenem Gar-
ten an meinem Arme hingst, und mir den
Himmel eröffnetest; als Du im Park zu
Mildenthal plötzlich an mein Herz stürz-
test; — Gustave, da, nur da lebte ich!

O, Du warest immer so mild, so gut! — Gustave, noch einmal sey es jetzt! Rufe mich zu Dir aus dieser Erde des Jammers in Deinen bessern Stern! Hier, hier giebt es für mich kein Glück mehr.

Doch halt! Ist der Mensch da, um glücklich zu seyn? O, Verzeihung, meine Gustave, daß Ferdinand Deiner unwürdig werden, daß er vergessen konnte, was Du einst sagtest: Nicht um glücklich, nur um tugendhaft zu seyn, ist der Mensch hier! Gustave, jetzt erst verstehe ich Dich, und Dein Ferdinand soll Deiner würdig seyn.

Dulden, dulden will ich, und handeln. Bald verrinnen die Körner aus der Uhr meines Lebens, und ich erwache zum Genuße. War ich blos da, um zu lieben? Nein! ich habe auch noch andere Pflichten. Ich will sie erfüllen, Gustave! Dein Bild soll mir dabei vorschweben,
und

und ich werde sie treu erfüllen. Gut seyn, ist unsere Bestimmung! Gut seyn, ist mehr, als glücklich seyn. Und dann, Gustave, wenn ich vollendete, was ich vollenden sollte, dann eile ich zu Dir. O des Wonnetons: Ueber den Sternen!

Was der edle junge Mann sonst noch fühlte, sage ich meinen Lesern nicht. Haben sie Gefühl, so werden sie es sich selbst vergegenwärtigen können; haben sie dieß nicht, so — ist diese Geschichte überhaupt nicht für sie geschrieben. Nur noch so viel: er blieb seiner würdig. Daß er nie, nie hienieden reine Freuden genießen würde, fühlte er bestimmt; und dennoch war er fest entschlossen, seine Pflichten als Mensch treu zu erfüllen. Und nur der, welcher dieß vermag, ist ein guter Mensch. Ferdinand war und blieb es.

Er sah ein, daß er jetzt, wenn er zu seiner Tante zurück kehre, von ihr freudig

aufgenommen werden würde. Aber er fühlte auch, daß er dieß nie durfte. Er war überzeugt, daß jene Trennung, die seine Tante verursacht hatte, Gustavens frühes Dahinscheiden befördert hatte, und so mußte ihn der Anblick dieser Frau in jedem Augenblicke vom neuen an seinen Verlust erinnern. Er wußte ferner, daß sie gewiß in ihn dringen würde, seine Hand zu vergeben, und das eben war es, was er durchaus nie zu thun entschlossen war. In einer der seligen Stunden, die er an Gustavens Seite verlebte, hatte diese behauptet: nur das Weib könne im Ernste ewige Treue versprechen; nur das Weib sey deren fähig. Ferdinand hatte das Gegentheil behauptet. Gustave widersprach, und sagte endlich: Selbst Sie, mein Theurer, dessen Herz so gut und so fest ist, und der mich, ich fühle dieß ganz, so innig liebt, selbst Sie sollen mir keine ewige Treue geloben. Entrisse mich Ihnen der Tod, Sie würden — Nie, fiel

Ferdinand ein, nie würde ich, was Sie sagen wollen. Verzeihe es Ihnen Gott, daß Sie es sagen wollten. Ja, Gustave, setzte er nach einer trüben Pause hinzu, ja, Sie, oder nie, auch nicht nach Ihnen ein Weib an dieser Seite. Zwar weiß ich, was in dieser Beziehung die Vernunft spricht; aber ich weiß auch, daß man nur einmal lieben kann. Und ein ungeliebtes Weib? Nein, Gustave, zwei Menschen kann und werde ich nie unglücklich machen. Sie, oder nie, nie ein Weib! —

Dieß war auch jetzt noch Ferdinands fester Entschluß; und so sah er ein, daß er nicht wieder zu seiner Tante zurück kehren durfte. Was sollte er aber nun beginnen, da er mit seinem Gelde fertig war, und immer noch nicht das gehoffte Unterkommen fand? Er sah sich genöthigt Kriegsdienste zu nehmen, und trat als Oberlieutenant in das Kürassierregiment, dessen Chef der edle Fürst von Panin war.

Was Ferdinand wurde, wurde er immer ganz. So konnte es nicht fehlen, daß er sich sehr bald die Achtung und Liebe aller seiner Vorgesetzten und Kameraden erwarb. Er wurde überall ausgezeichnet; aber er überhob sich nicht. Was Andere Glück nennen, war ihm gleichgültig. Für ihn hatte es nur ein Glück gegeben, und dieß war auf ewig dahin. Immer, selbst bei der treuesten Pflichterfüllung, schwebte ein Wölkchen auf seiner Stirn. Er lebte nur noch für Andere.

So schwanden ihm drei Monate in seiner neuen Laufbahn hin, ohne daß ihm etwas Merkwürdiges begegnete. Seinem Freunde Grünberg, der unterdessen mit der sanften Jeannette verbunden worden war, schrieb er fleißig, aber alle seine Briefe athmeten Schwermuth. Von seiner Tante erzählte er noch nichts. Sie war noch immer auf Reisen.

Allein am Ende jenes Zeitraums hatte er ein Abenteuer, das ich, wenigstens der Abwechslung wegen, und vielleicht auch noch aus einer andern Ursache, meinen Lesern mittheilen muß.

Als er eines Abends aus dem Hause seines Obersten, bei dem er oft seyn mußte, heraus trat, um in sein Quartier zu gehen, fand er einen Kessenschlitten vor der Thüre stehen, und sogleich trat ein wohlgekleideter Mann auf ihn zu und fragte ihn ehrerbietig: ob er der Lieutenant von Miltenthall sey? Ferdinand bejahete dieß. Der Fremde sagte hierauf: so soll ich Sie, im Namen einer sehr bedeutenden Person, ersuchen, in diesen Schlitten zu steigen und mit mir zu kommen. Vorher, rief Ferdinand, müssen Sie mir sagen, wer die sehr bedeutende Person ist? und was sie von mir will? Beides, antwortete der Fremde, darf ich nicht! — Nun gut dann, fiel Ferdinand ein, so darf auch ich Ihr Begleiter

nicht seyn. Ich liebe dergleichen Abens-
theuer nicht. Schlafen Sie wohl!

Mit diesen Worten wollte Ferdinand
gehen, allein der Unbekannte hielt ihn zu-
rück. Ich bitte Sie, sagte er, noch ein-
mal recht sehr, mit mir zu kommen. Ich
bin ein rechtschaffener Mann und setze Ihr-
nen meine Ehre zum Pfande; Sie haben
nichts zu befürchten.

Zu befürchten? rief Ferdinand. Mein
Herr, Sie verkennen mich. Ich fürchtete
mich noch nie. Aber noch einmal: zu
wem? und was soll ich?

Ich kann hierauf nicht anders, als
vorher, antworten.

Nun, so bleibt auch meine Antwort die
nämliche. Wer selbst redlich handelt und
es mit einem redlichen Manne zu thun hat,
geht offen zu Werke.

Ist das Ihr fester Entschluß?

Das sind meine Entschlüsse stets.

Nun so muß ich dann! rief der Unbekannte laut, und in dem nämlichen Augenblicke war Ferdinand von vier Männern umgeben. Ehe er noch aufschreien konnte, hatte man ihm einen Mantel umgeworfen und in den Schlitten gebracht, der sogleich mit Pfeilschnelle dahin fuhr. Ferdinand schwieg, weil ihm seine Begleiter drohten, sie würden ihm beim ersten Laute den Mund verstopfen. Der Unbekannte, welcher ihn zuerst angeredet hatte, wiederholte ihm dabei oft die Versicherung, er werde mit ihm zufrieden seyn.

So fuhr man, beinahe eine Stunde lang, immer aus einer Straße in die andere, bis Ferdinand, der doch in Petersburg schon ziemlich bekannt war, gar nicht mehr wußte, in welcher Gegend der Stadt er sich befand. Jetzt hielt der Schlitten vor einem ansehnlichen Palais stille. Der Unbekannte sprang heraus und bat Ferdi-

nanden, in das Haus zu treten. Als dieser aber vom Neuen Einwendungen machte, führte man ihn mit Gewalt hinein. Ferdinand ergab sich endlich in sein Schicksal, das er nun einmal nicht abändern konnte, und folgte seinem Führer eine Treppe hinauf. — Hier schien ein sehr prächtig gekleideter Lackei schon auf sie zu warten. Ist Alles richtig? rief er dem Unbekannten zu. Alles! antwortete dieser. Melde Er uns an.

Sogleich verschwand der Lackei, und nur wenige Minuten nachher eröffnete sich die Thüre eines hellerleuchteten Zimmers. Der Unbekannte ergriff Ferdinands Hand und führte ihn hinein. In dem Zimmer selbst befand sich kein Mensch. Aber nur ein Paar Augenblicke nachher gieng eine Seitenthüre auf, und es trat ein äußerst kostbar gekleidetes und zugleich äußerst reizendes junges Frauenzimmer hinein. Sie machte Ferdinanden eine stumme Verbeugung und

redete den Unbekannten an: ich danke Ihnen, daß Sie meinen Wunsch erfüllten. Aber, versetzte dieser, es kostete auch Mühe genug. Der Herr ließ sich nur durch Zwang fortbringen. — Schon gut, fiel die Dame ein; wir sprechen uns nachher weiter! Sie gab ihm einen Wink, und er entfernte sich sogleich.

Netzt gieng sie auf Ferdinand zu, der immer noch von seinem Erstaunen über das sonderbare Abenteuer sich nicht erholen konnte, ergriff ihn bei der Hand, und führte ihn zu einer Ottomane. Immer noch stumm, setzte er sich. Die Dame nahm Platz neben ihm.

Nicht wahr, Herr von Mildenthal, sieng sie an, Sie finden meine Art, Gäste zu bekommen, äußerst sonderbar? Aber lassen Sie das immer seyn! Ich bin überhaupt eine Freundin vom Sonderbaren, und so — Doch zur Hauptsache: kennen Sie mich?

Ich hatte noch nie das Glück, Sie zu sehen.

Desto besser! Da wäre schon eine meiner Absichten ohne Mühe erreicht. Also Sie kennen mich nicht. Ist es Ihnen aber wohl nicht auch zuwider, meine Bekanntschaft gemacht zu haben?

Ihre Bekanntschaft muß mir durchaus sehr schätzenswerth seyn. Aber offenherzig gesagt: die Art, wie ich sie mache, ist gerade nicht die, welche ich liebe.

Lassen Sie das, Herr von Wildenthal. Ich sagte Ihnen schon, daß ich das Sonderbare liebe, und so — müssen Sie verzeihen. Aber — doch! ich vergaß, daß man Sie in der Kälte herumgeschleppt hat. —

Sie zog an einer Schnur, und ein Lakai erschien mit ein Paar Flaschen blinkenden Weins. Die Dame selbst nahm ihn, goß ein und präsentierte Ferdinand den lieblichen Cyper. Er trank; auch sie trank,

und schnell war eine der Flaschen geleert. Ihr begeisternder Inhalt hatte auch Ferdinands Seele auf Augenblicke aus ihrem gewöhnlichen Trübsinne erhoben.

Ich sagte Ihnen schon zweimal, sieng die Dame jetzt an, daß ich eine Sonderlingin bin. Wie sehr ich es bin, sollen Sie sogleich erfahren. Vorher aber eine Frage: wie gefalle ich Ihnen?

Wahrlich, antwortete Ferdinand, 'sezt, sezt sehe ich es selbst, daß Sie eine seltene Sonderlingin sind. Wie würden sonst Sie, Sie diese Frage thun können?!

Eine meiner größten Sonderbarkeiten ist, daß ich durchaus keine Schmeichelei leiden kann. Also ganz offenherzig und ohne alle Umwege: wie gefalle ich Ihnen?

Wie mir jedes reizende Mädchen gefällt.

Nun, wenigstens eben nicht zu schmeichelt, aber auch immer noch nicht genug

gerade heraus! Doch es sey! Also nun weiter: Haben Sie Vermögen?

Gerade so viel, als mir die Kaiserin dafür giebt, daß ich ihre Uniform trage.

Nun das ist denn freilich wenig, aber auch sehr schön; doch weiter! Möchten Sie auch wohl nicht mehr haben, als Sie haben?

Ich dächte, dieß sollte der Wunsch jedes Menschen seyn, der Geld anzuwenden weiß. Ich glaube dieß zu wissen, und so ist es denn auch mein Wunsch.

Herrlich! Aber nun noch Eins, und zwar das Wichtigste: sind Sie Herr Ihres Herzens?

Das ist jeder rechtschaffene Mann!

Sie verstehen mich falsch. Ich meyne: ist Ihr Herz noch frei, noch ungefesselt?

Das Herz jedes rechtschaffenen Mannes ist dieß.

Danken Sie es meiner Sonderbarkeit,
daß ich so gelassen bleibe. Also ohne Um-
wege: lieben Sie?

O ja, alle Menschen!

Herr von Mildenthal, Sie probiren
meine Nachsicht zu stark. Aufrichtig und
geschwind: ist Ihr Herz vergeben?

Ja. Es gehört meiner Kaiserin.

Himmel, verleihe mir Geduld bei dem
Menschen! Mildenthal, antworten Sie end-
lich einmal auf das, was ich frage: lie-
ben Sie schon ein Mädchen?

Alle, Madam; denn sie sind alle Men-
schen.

Herr, — wollen Sie heirathen?

Der Mensch will nicht immer, was er
wollte!

Also wollten Sie doch?

Ja, ich wollte. Aber nun Scherz a part, Madam: wozu alle diese Fragen, und wozu überhaupt diese ganze Posse?

Posse? Nun, beim Himmel! Sie sind unaussprechlich galant. Aber ich verzeihe Ihnen. Also jetzt ohne Umstände, lieber Milidenthal: sehen Sie —

Sie rückte näher an ihn, schlug ihre Hand um seine Schulter, und ihr glühender Athem schlug an seine Wange;

sehen Sie, ich bin einmal ein sehr sonderbares Mädchen; ich bin aber auch ein sehr gutes. Lange schon sah ich mich nach einem Manne um, der ebenfalls sehr gut wäre; aber immer fand ich ihn nicht. Da sah ich endlich Sie. Sie gefielen mir, und noch mehr, als Sie selbst, gefiel mir das, was ich von Ihnen hörte. Sie waren, sagte Jeder, der Sie kannte, ein Sonderling und sehr gut. Nun also — doch vorher müssen Sie noch wissen, wer ich bin? Ich bin eine der reichsten Erbin:

nen des Reichs, bin Gräfin, bin völlig unumschränkte Gebieterin über mein Schicksal. Mein Name thut nichts zur Sache. Diesen erfahren Sie erst, wenn Sie ihn erfahren dürfen. Nun also, und dieß zwar im vollsten Ernste, ich bin völlig gesonnen, Alles, was ich habe, mit Ihnen zu theilen. Denken Sie ein Weilchen über diesen Vorschlag nach, und dann antworten Sie mir bestimmt! Aber bestimmte und ohne alle Umwege!

Sie entschlüpfte plötzlich durch die Seitenthüre, und noch hatte sich Ferdinand, den seine heitere Laune völlig wieder verlassen hatte, nicht gehörig gefaßt, als sie wieder herein trat.

Nun, Herr von Mildenthal? rief sie ihm zu. Was meynen Sie? Aber noch einmal: gerade heraus!

Gräfin, sagte Ferdinand, Sie verlangen meine Hand?

Eben die, antwortete sie.

Nun dann — ich vergebe meine Hand
nie ohne mein Herz.

Natürlich! und ohne das würde ich sie
auch nie verlangen.

Das aber, gute Gräfin, kann ich nicht
vergeben. Es wurde einst vergeben und
ist nun gebrochen.

Ferdinands Stimme wurde weich; sein
Auge trübe. Auch die Unbekannte verlor
ihre heitere Stimmung.

Gebrochen? lispelte sie. Armer Mann!
Und wird es nie wieder heilen?

Nie! nie! stammelte Ferdinand.

Das

Das ist Schwärmerei! rief die Gräfin auf einmal wieder in ihrem vorigen Tone. Und, lieber Mildenthal, der Soldat darf kein Schwärmer seyn.

Aber doch ein Mensch! sagte Ferdinand.

Eben weil er das seyn muß, darf er kein Schwärmer seyn, fiel die Gräfin ein. Doch lassen wir das! Sie, guter Mildenthal, sind wahrlich nicht dazu bestimmt, Ihre Tage einsam und freudenleer zu vertruern. Wer etwas verlor, muß, wo nicht das Verlorne, doch wenigstens etwas Aehnliches wieder zu finden suchen. Oder, setzte sie mit fallendem, sanftern Tone hinzu, sollte ich etwa keinem fühlenden Manne genug zu thun vermögen?

Jedem, fiel Ferdinand ein, jedem, der Ihnen noch ein Herz weihen kann. Lassen Sie mich offenherzig reden, gute Gräfin. Nicht das, was Sie Sonderbarkeit nennen, läßt mein Herz ungefüllt. Ich sehe es sehr deutlich, daß Sie in der That

sind, was Sie selbst von sich sagten, gut, sehr gut. Nur der Gute kann so offen zu Werke gehen. Aber eben deswegen vermöchte ich es nie, wenn ich dieß jemals vermöchte, Ihr Herz zu täuschen. Gute Gräfin, ich liebte einst, liebte ein Mädchen, dessen Form der Ihrigen glich, dessen Seele so schön war, wie ich die Ihrige glaube. Dies Mädchen entriß mir der Tod. Ich werde, ich kann nie wieder lieben. Hätte ich Sie gesehen, ehe ich Gustaven sah, mein Herz wäre Ihnen entzückt entgegen geflogen. Aber nun — gute Gräfin, seyn Sie meine Freundin!

Das will, das muß ich seyn, guter Wille. Und nun — wir sehen uns einst wieder, und dann werden Sie verstehen, was ich jetzt mit den Worten sagen will: Sie verdienen Ihr Glück!

Sie zog wieder an der Schnur, und der Mann, welcher Ferdinanden hierher gebracht hatte, trat hinein. Bringen Sie

diesen Herrn, rief sie ihm zu, wieder nach Hause! Und Sie, sagte sie, indem sie sich an Ferdinanden wandte, leben Sie wohl, und glauben Sie mir: Sie werden einst glücklich seyn, weil Sie glücklich zu seyn verdienen.

Ehe Mildenthal ihr noch ein Wort antworten konnte, war sie verschwunden. In tiefes Nachdenken versenkt, folgte er seinem Führer, der ihm beim Ausgange aus dem Hause die Augen verband, dann mit ihm in den Schlitten stieg, ihn wieder durch viele Straßen führte, ihn endlich vor seiner Wohnung absetzte, und, dem Winde gleich, dahin fuhr. —

Ferdinand war immer noch in Nachdenken über das sonderbare Ereigniß versenkt, als er schon einige Zeit in seiner Wohnung gewesen war. Endlich glaubte er, den rechten Punkt zu treffen. Er hielt nämlich das Ganze für einen Spaß, den sich irgend eine Dame von Stande auf sei-

ne Kosten habe machen wollen. Allein auch dieser Gedanke wurde wieder wankend gemacht, als ihm sein Bedienter am folgenden Morgen eine Kiste mit 1000 Rubeln brachte, bei der sich folgendes Billet befand; Beides früh von einem Unbekannten abgegeben:

Ihr Regiment wird in wenigen Tagen mit zur Campagne gegen Georgien ausrücken, und so wird Ihnen die Anschaffung der Feldequipage vielleicht Sorge machen. Durch Beikommendes wird dieß verhindert. Ich erfahre zuverlässig, ob Sie Gebrauch davon machen; und sollte dieß nicht der Fall seyn, so werde ich einsehen, daß Sie heuchelten, als Sie mich Ihre Freundin nannten. Uebrigens soll es kein Geschenk, sondern nur ein Vorschuß auf eine mir sehr sichere Hypothek seyn. Daß ich Sie dadurch

gewiß nicht zu bestechen suche, zeige Ihnen die Versicherung: ich bin jetzt und in der Zukunft weiter nichts, als

Ihre

Freundin,

Noch war Ferdinand über diese neue, sonderbare Erscheinung in Erstaunen versunken, als ihn sein Regimentschef, der Graf von Panin, zu sich beordern ließ.

Mein Regiment, rief er ihm zu, rückt in wenigen Tagen aus, um dem Feldzuge in Georgien beizuwohnen. Ich selbst muß, auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin, noch einige Zeit hier zurück bleiben, und werde daher erst späterhin nachfolgen. Dürfte ich Sie deshalb wohl um eine recht große Gefälligkeit bitten? — Sehen Sie, lieber Lieutenant, mein Freund, der Graf Nietberg in Sachsen —

Ferdinand entfärbte sich bei diesem Namen, der einst, aus dem Munde sei-

ner Tante, sein Gefühl so sehr piquirt hatte. Mit dieser Erinnerung paarten sich andere, die sein Herz verwundeten. Er bebte unwillkürlich. Der Graf bemerkte es.

Fällt Ihnen, sagte er, dieser Name auf? Kennen Sie die Familie?

Nur durch den Ruf, Ihro Erzell., ver setzte Ferdinand. Persönlich kenne ich Niemanden daraus.

Gut, sagte der Graf. Also — der Graf Nietberg, ein mir sehr lieber Freund, mit dem ich einst, als er Gesandter an unserm Hofe war, manches frohe Stündchen verlebte, schickt mir seinen Sohn zu, und bittet mich, ihn unter meiner Aufsicht das Kriegshandwerk lernen zu lassen, und dieß zwar in unserm jetzigen Feldzuge, bei dem er zugleich entfernte Länder zu sehen bekommt. Ich will dieß sehr gern und auch schon darum gern thun, weil der junge Graf ein wirklich sehr lieber Mann ist. Nun aber

gehe ich, wie ich Ihnen schon sagte, nicht so gleich mit in die Campagne, und es ist möglich, daß ich erst sehr spät, vielleicht gar nicht nachkomme. Demohngeachtet dringt der junge Graf darauf, als Freiwilliger sogleich mit aus zu rücken, und den ganzen Feldzug mit zu machen. Aber er ist noch sehr jung, und bedarf einer strengen und weisen Aufsicht. Ich habe sämtliche Offiziere meines Regiments durchgemustert, ob, und wem ich diese Aufsicht über den Sohn meines Freunds auftragen kann. Sie waren der Erste, auf den ich fiel, und Sie waren auch der Letzte. Wollten Sie sie wohl übernehmen?

Ihr Befehl ist mir sehr ehrenvoll, Ew. Excellenz; ihn genau zu vollziehen, soll mein theuerstes Geschäft seyn.

Schön! Aber nun auch noch eins: Ich habe den Stabsrittmeister von der Leibescadron zu einem andern Regimente versetzt, weil ich jetzt bloß Leute brauche, auf die ich

mich verlassen kann. Aus eben diesem Grunde mußten auch ein Paar Oberlieutenante zurück gesetzt werden; und daher habe ich das Vergnügen, Ihnen hier das Patent zu übergeben, lieber Rittmeister. — Machen Sie keine Komplimente; Sie verdienen es; und auch mir danken Sie nicht. Es geschieht auf ausdrücklichen eigenen Befehl unserer Monarchin, die, woher? weiß ich nicht, Sie kennt, und sehr gut von Ihnen denkt. Ordnen Sie jetzt Ihre Feld-equipage. Den jungen Grafen werde ich Ihnen beim Ausrücken übergeben. Bis dahin macht er noch eine kleine Streiferei in der hiesigen Gegend herum.

Der Tag des Ausmarsches kam heran, und der Graf von Panin übergab Ferdinand den jungen Grafen von Rietberg, mit der wiederholten Bitte, ihn überall unter seiner Aufsicht zu behalten. Ferdinand fand an dem jungen Manne einen äußerst liebenswürdigen Jüngling, dem er bald

seine ganze Liebe schenkte, und dieß um desto mehr, da sein Herz ungemein edel war. Auch der junge Graf bezeugte ihm die innigste Achtung, und schloß sich täglich genauer an ihn an.

Der Feldzug zeichnete sich durch sehr viele merkwürdige Auftritte aus. Bei allen, an denen Ferdinand Theil nahm, erwarb er sich Achtung und Liebe. Von den vielen, bei welchen dieß der Fall war, will ich nur zwei erwähnen, weil sie auf sein Schicksal einen sehr großen Einfluß hatten.

Bei einer Reconoscirung stieß Ferdinand auf einen Trupp Tataren. Er griff sie an, erlegte einen Theil davon, den andern aber nahm er gefangen. Unter den Gefangenen war auch ein Tatar, der eine äußerst reizende Georgianerin mit sich führte, die er so eben aus ihrem älterlichen Hause geschleppt hatte. Weinend warf sich das Mädchen Ferdinand zu Füßen, und bat ihn, sie ihrem Vater wieder zu ge-

ben. Er versprach es, und überlieferte sie auch wirklich schon am folgenden Tage ihrem Vater, der in der Stadt wohnte, in der Ferdinands Regiment Quartier nahm.

Der Vater, ein unbeschreiblich reicher Kaufmann, konnte nicht Worte finden, Ferdinand für die Rettung seines einzigen Kindes genug zu danken. Er bat ihn, sein Quartier in seinem Hause zu nehmen; und Ferdinand nahm dieß an. Der junge Graf, der überall und stets um ihn war, blieb auch hier bei ihm.

Feodosia, so hieß die gerettete Tochter des Kaufmanns, war nicht nur unbeschreiblich reizend; sie war auch gut, sehr gut! Dankbarkeit füllte ihr ganzes Herz gegen ihren Retter, und bald verwandelte sich diese Dankbarkeit in glühende Liebe. Sie entdeckte sie ihrem Vater, und dieser glaubte, so das Mittel gefunden zu haben, Ferdinand danken zu können. Er erkundigte sich nach seinen Vermögensumständen,

und sagte ihm, als er hiervon unterrichtet war: er freue sich, einen so edlen Mann in eine Lage versehen zu können, wie er sie verdiene. Er böte ihm die Hand seiner Tochter, und mit ihr den Besitz seines ganzen Vermögens an. Wollte Ferdinand nicht in Georgien bleiben, so werde er alle seine Besitzthümer in baares Vermögen verwandeln, und ihm mit seiner Tochter überaßhinsolgen, wohin er sich zu wenden geneigt wäre.

Teodossia war, wie schon gesagt, ein äußerst reizendes Mädchen, und Ferdinand nichts weniger, als gefühllos. Jene Versuchung war daher nichts weniger, als klein. Und dennoch schlug er das Anerbieten geradezu aus, mit der Erklärung, er könne ein so holdes Geschöpf nicht täuschen, und ihm ein Herz geben, das von einem andern Gegenstande erfüllt sey. Der junge Graf drang heftig in ihn, sein Glück nicht von sich zu stoßen, und stellte ihm Alles

von der lächelndsten Seite vor. Ferdinand blieb bei seinem Vorsatze fest. Feodosia selbst, die holde reizende Feodosia, warf sich an sein Herz, und bat ihn, sie ganz glücklich zu machen. Ferdinand blieb unerschüttert. Er zog sich von dem guten Mädchen allmählig ganz zurück, vermied sorgfältig ihre Gesellschaft, brachte sie öfters mit dem schönen jungen Grafen zusammen, und sein Plan gelang. Das Herz des Mädchens wurde beruhigt, und als Ferdinand ihr Haus verließ, um wieder ins Feld zu gehen, hinterließ er in ihr nichts, als eine dankbare Freundin.

Jetzt war auch der Graf von Panin zur Armee gekommen. In einem hitzigen Gefechte wurde dieser von einem Perser verwundet und gefangen. Ferdinand sah dieß. Einem Blitze gleich, brach er durch die gedrängten Reihen der Feinde, und war so glücklich, seinem Chef seine Freiheit wieder zu erkämpfen.

Nur wenige Wochen nach diesem Vorfalle wurde der Friede mit Persien geschlossen, und Ferdinands Regiment kehrte nach Petersburg zurück.

Ich bin Ihnen, sagte der Graf von Parnin am Tage nach seiner Ankunft in Petersburg, ich bin Ihnen noch meinen Dank schuldig. Sagen Sie, wodurch und wie kann ich mich desselben entledigen? Hören Sie, guter Rittmeister, wie wäre es, wenn ich Ihnen eine eben so reiche, als schöne Frau verschaffte?

Ich danke Ihnen unterthänigst für Ihre gütige Gesinnung gegen mich, versetzte Ferdinand. Von dem letztern Anerbieten kann und darf ich jedoch nie Gebrauch machen.

Warum aber nicht?

Weil ich nie heirathen werde.

Sie nicht heirathen? Lieber Rittmeister, das sollte der redliche Mann nie sagen.

Eben darum, weil ich mich bestrebe, ein redlicher Mann zu seyn, sage ich dieß. Ohne Liebe sollte man durchaus nie heirathen.

Richtig! Aber woher wissen Sie, daß diese Person, von der ich rede, keine Liebe verdient?

Ich behaupte dieß ja nicht. Nur ich kann ihr keine Liebe geben. Der Mensch kann nur einmal lieben. Ich liebte, und die ich liebte, ruht im Grabe. Erw. Erzell., das Glück der Ehe werde ich nie schmecken.

Schwärmerei, junger Mann, die gewiß vergehen wird.

Nie! nie!

Und doch vielleicht, wenn Sie das Mädchen gesehen hätten, von dem ich rede.

Die Schwester Ihres Freundes, die Gräfin Rietberg ist ein herrliches Mädchen.

Die Gräfin Rietberg? Also auch hier —

Auch sie ist jetzt hier, fiel der Graf ein, um ihren Bruder nach Deutschland zurück zu führen. Sie war von dem, was sie durch ihren Bruder von Ihnen gehört hatte, entzückt, und — Rittmeister, diese Gräfin ist ein himmlisches Mädchen. Versuchen Sie Ihr Glück.

Noch einmal, Ew. Excellenz, ich darf und werde nie glücklich seyn! Für mich giebt es hienieden nur die Erinnerung an vergangenes Glück. Künftiges — o Sie spotten dieses Wortes gewiß nicht — finde ich nur über den Sternen.

Mein, rief der Graf, eine Thräne im Auge, und schloß den jungen Mann in seine Arme, nein! auch schon hier müssen,

sollen Sie es finden. Sie sind ein tief fühlender, Sie sind aber auch ein fester Mann. Bei Ihnen wage ich nichts. Kinder! rief er laut, indem er sich gegen eine Tapetenthür wandte. Sie gieng auf, und hereintrat Feodosia und jene Unbekannte, mit der Ferdinand einst das nächtliche Abentheuer bestanden hatte. Zwischen Beiden gieng eine verschleierte Dame.

Meine Schwiegertochter! sagte der Graf, indem er auf die Unbekannte zeigte.

O, wir kennen uns schon! rief diese. Nicht wahr, guter Mildenthal?

Und, fiel der Graf ein, die dort — Ihre Schirmföhrerin aus Georgien, in wenigen Tagen die Gemahlin ihres Freundes.

Ach! der Edle kennt mich, lispelte Feodosia.

Und

Und die dort, fuhr der Graf fort, die dort mit dem Schleier — Wildenthal, heben Sie den Schleier. Er verbirgt Ihnen das Allerheiligste.

Ferdinand stand immer noch erstaunt über den sonderbaren Auftritt da. Er zögerte.

Nun so muß ich ihn aufheben! ertönte plötzlich eine Stimme hinter ihm, und bei ihm vorbei flog, auf die Verschleierte zu, seine Tante. Ferdinand, sieh hier die Gräfin Nietberg!

Der Schleier fiel, und Ferdinand lag in Gustavens Armen.

Kein Wort mehr über diese Szene. Sie läßt sich durchaus nicht malen. Nur die Auflösung der ganzen Dunkelheiten. —

Gustave und die Gräfin von Nietberg waren eine Person. Sie besaß mehrere Güter bei Dessau, und hier kam sie auf die uns schon bekannte Art mit Ferdinand in Verbindung. Es war ihr Grundsatz: man müsse das Gute, wo möglich, unerkannt thun. Daher gab sie sich Ferdinanden bei ihrem ersten Zusammentreffen mit ihm nicht zu erkennen. Der junge edle Mann machte einen gewaltigen Eindruck auf ihr Herz: sie liebte ihn vom ersten Augenblicke an. Wie jauchzte sie, als sie von ihm erfuhr, wer er sey! Denn schon längst war ihr der edle Mann bekannt, und dieß zwar durch seine Tante, mit der sie in D. Bekanntschaft gemacht, und deren Liebe sie sich vollkommen erworben hatte.

Aber auch Gustave war eine kleine Schwärmerin. Ich werde erfahren, rief sie, ob er mich wirklich liebt. Daher gab sie sich für ein bürgerliches Mädchen aus, schrieb der Tante sogleich Alles, verabredete

mit ihr den ganzen Plan. Die Probe war hart; aber Ferdinand bestand sie.

Auch der Pastor in Mildenthal wurde mit in das Geheimniß gezogen. Gustave galt für seine Richte. —

Ferdinand verließ das Haus seiner Tante; und dieß war es, was man anfänglich nicht vermuthet hatte. Gustave und die Tante waren daher in großer Verzorniß; aber auch diese verschwand, als Ferdinands Freund von Grünberg in Mildenthal erschien. Man wußte nun, wo der edle junge Mann war, und machte den Entwurf, ihm, sobald es nöthig seyn sollte, Hülfe zu geben. Gustave und die Tante reiseten daher, in Begleitung des jungen Nietberg, sogleich nach Petersburg ab.

Er liebt mich, sagte Gustave, er liebt mich um meinetwillen. Aber er sagte auch einst: nur mich allein könne und werde er

lieben. Mutter, auch das muß ich erfahren!

Daher erhielt Ferdinand die Nachricht von ihrem Tode.

Gustave war in Petersburg, und sah Ferdinanden oft, ohne daß er ahnden konnte, wie nahe ihm die Geliebte sey. Der junge feste Mann schien beruhigt über seinen Verlust. Daher beredete Gustave ihre Freundin, die junge Gräfin Panin, ihn auf die Probe zu stellen. Wir wissen, wie er diese Probe bestand.

Jetzt wollte Gustave seine Pein endigen; allein der Graf von Panin brachte sie dahin, ihn vorher den Feldzug mitmachen zu lassen. Der junge Rietberg begleitete ihn, bloß um ihn zu beobachten.

So wäre Alles gelöst. In wenigen Tagen war Gustave Ferdinands Weib. Sie

kehrten nach Deutschland zurück, und noch heute sind sie durch wechselseitige Liebe und Edelmuth ein Beispiel für Alle, die sie kennen. Und ihr Glück? Laßt es euch von ihren Kindern sagen!

66.520.382 ✓

W. 3118

